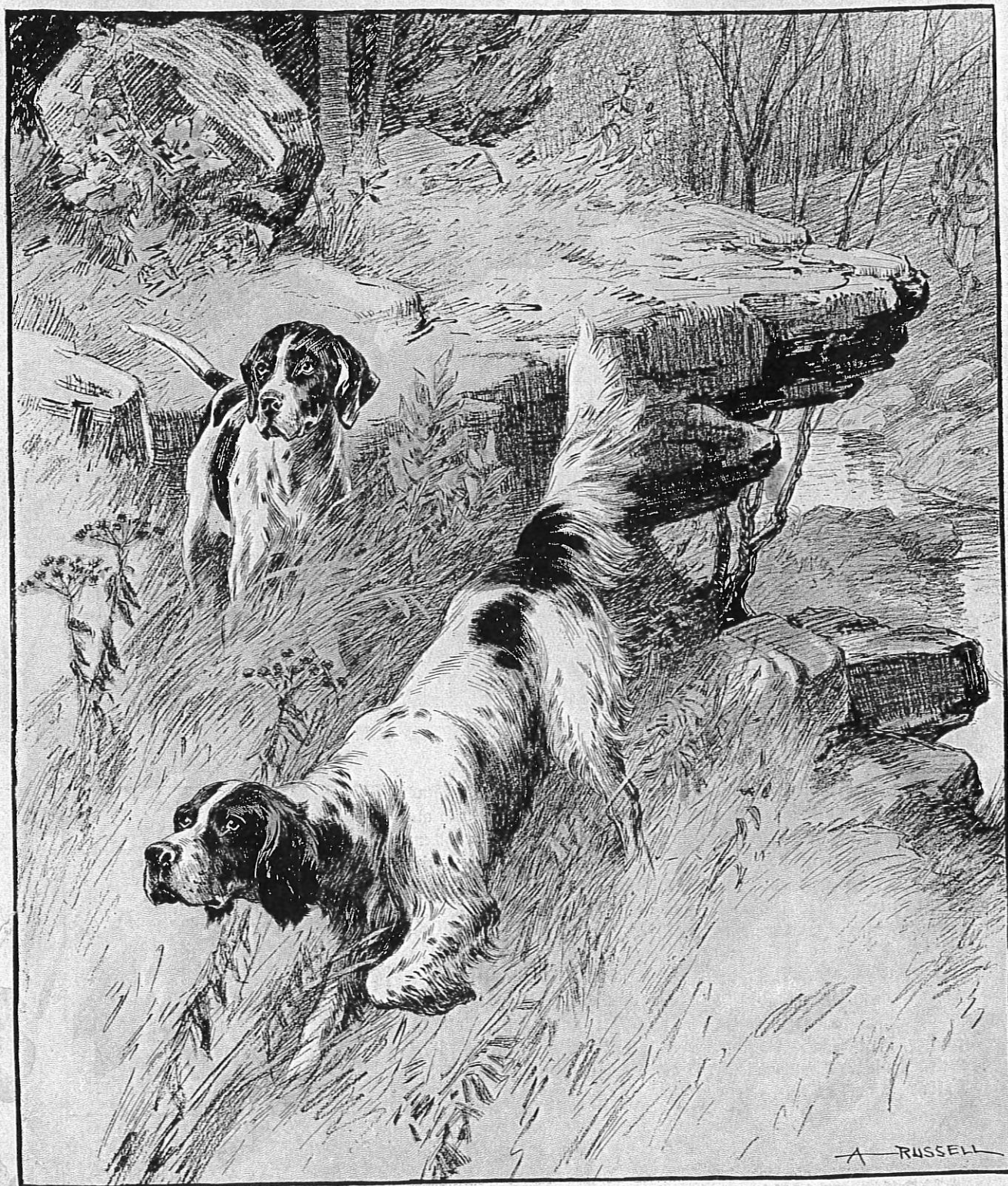


DIE ABENDSCHULKE



LOUIS LANGE PUBLISHING COMPANY, - - St. Louis, Mo.



HESTER RATHBONE

COPYRIGHT 1917 BY THE PROCTOR & GAMBLE CO., CINCINNATI

Für Spitzenvorhänge ist, damit sie trotz wiederholten Waschens frisch und unabgetragen aussehen, etwas mehr erforderlich als sorgfältige Behandlung bei der Wäsche und im Trockenrahmen. Der tatsächlich wesentliche Faktor ist Seife. Wird gewöhnliche Seife benutzt, werden sie bald Spuren des Gebrauchs zeigen. Die zarten Fäden können einfach der zerstörenden Wirkung des freien Alkali und anderer harter Zutaten nicht widerstehen.

Werden sie hingegen mit Ivory-Seife gewaschen, so ist nur vernünftige Behandlung nötig, um alles Risiko einer Beschädigung auszuschalten. Ivory-Seife, frei von unverbundenem Alkali und allen schädlichen Stoffen, beeinträchtigt die Stärke und Lebenskraft der feinsten Fäden durchaus nicht. Sie bewirkt nichts als Reinigung, und zwar auf die denkbar gelindeste Weise.

Spitzenvorhänge zu waschen.

Schüttelt und bürstet sie, allen Staub zu entfernen, und weicht sie über Nacht in Seifenwasser. Zieht die Vorhänge im Wasser gelinde auf und nieder und drückt sie mit den Händen, den Schmutz herauszubringen. Gießt sie in reines warmes Seifenwasser und wechselt das Wasser noch öfter, bis die Vorhänge rein sind. Niemals wringe man Vorhänge mit der Hand aus; lege sie auf ein Stück Zeug und treibe sie vorsichtig durch den Dringer. Spüle gut in mehreren Wassern und ziehe durch heiße, mäßige Stärke. Sind die Vorhänge weiß, sollte die Stärke geblaut sein; wenn rahmfarben, sollte starker Kaffee zugesetzt werden. Hefte jede Spitze sorgfältig auf den Trockenrahmen und lege an die Luft zum Trocknen. Zwei oder drei Vorhänge mögen zu gleicher Zeit auf einem Rahmen trocknen. Wer keinen Rahmen hat, lege reine Tücher auf den Boden eines unbenutzten Zimmers, strecke die Vorhänge zurecht, genau im Gebieth, und hefte jede Spitze, so daß sie nicht rutscht. Sind Spitzen außer Form geraten, wenn trocken, so mag man sie mit einem Tuche anfeuchten und bügeln.

Ivory-Seife



IT FLOATS

. 99 $\frac{44}{100}$ % rein.

Die „Abendschule“, ein illustriertes Familienblatt, mit der Abteilung „Frauenlebens“, erscheint alle zwei Wochen in 40–52 Seiten starken Hefen (26 Hefen im Jahrgang) zu \$2 das Jahr. Abonnenten können jederzeit eintreten. Adressveränderungen sollten zwei Wochen vor Anzug gemeldet werden; man teile die alte sowie die neue Adresse mit.

Jahrgang 64.

Heft 6.

Die Abendschule.

St. Louis, Mo., Donnerstag, den 11. Oktober 1917.

Die „Abendschule“ ist in der ganzen Welt verbreitet und kostet nach dem Ausland \$2.50 portofrei. Probenummern werden auf Verlangen gratis gesandt. Alles Geschäftliche, Bestellungen, Gelder, Manuskripte u. s. w. sind zu senden unter der Adresse: Louis Lange Publishing Co., 3600–3610 Texas Ave., St. Louis, Mo., U. S. A.

Aus der Zeit für die Zeit.

Welches ist das vornehmste Gebot der Zeit?

Jede Zeit stellt ihre besonderen gebieterischen Forderungen an die Menschen: die Kriegszeit ganz andere als die Zeit des Friedens, eine Zeit der Teuerung ganz andere als eine des Ueberflusses. Wenn die Völker in bestem Einvernehmen leben, ist kein Aufgebot von Millionenheeren nötig; und wenn sie volle Ernten einheimen und Handel und Industrie blühen, sind keine Einschränkungen geboten. Aber heute? In dieser Zeit der Weltkriegszeit und Weltteuerung grinst über den ganzen Erdbreis hin die Sorge den Völkern, den Regierungen, den einzelnen Menschen ins Gesicht: „Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Wie werden wir durchkommen?“ Das größte Gebot der Zeit, behauptet man daher, ist nichts anderes als haushälterischste Sparsamkeit. Dasjenige Land, sagen die Regierungen unverhohlen ihren Untertanen, wird den Krieg gewinnen, das am besten seine Vorratskammern füllt und seine Vorräte zu Rate hält. Sie mahnen laut zu Sparsamkeit, weniger zu essen, mehr zu erkrüngen, und raten Ersparnisse für die gewohnte Nahrung an. Und ist sonst schon unter den Menschen, besonders den ärmeren Massen, die Sorge um das tägliche Brot etwas ganz Natürliches, wie viel mehr heute, da Fleisch, Milch, Kohlen und alle Lebensbedürfnisse schier unerträglich werden! Was bedeuten auch die vielen Streiks hin und her anders als die Sorge, nicht auskommen zu können, und eine Erzwingung des vorgeblich höchsten Gebots, vollauf zum Leben zu haben? Wandert man aber abends durch die belebte Straße der Klein- oder der Großstadt, so scheinen viele ein ganz anderes vornehmstes Gebot zu befolgen. Wohin sieht man da die Menschenmassen strömen? Ist es nicht, als fänden sie in den verlockenden „Mobies“ die Erfüllung ihrer Herzensbedürfnisse? Spiel und Vergnügen leiden nicht unter der Not der Zeit, Tausende fröhnen der Lust, helle Scharen vermeinen, so die Sorge bannen zu müssen, oder kümmern sich gar nicht um die Not der Zeit und ihre Armen und Bedürftigen, ja, ausbrüllend meldete das Kabel, Londons Theater seien während der jüngsten Luftschiffangriffe unberührt voll Menschen gewesen. Vielen ist indes das höchste Gebot noch etwas ganz anderes. Ueberhaupt von jeder Einschränkung frei zu sein, ist unzähligen Neuzeitlichen die höchste Sittenlehre! Vor dem Gebot des Dekalogs: „Du sollst nicht!“ will das moderne Geschlecht nicht haltmachen, man wagt es, die Geseßestafeln Gottes schände zu zertrümmern und davor den Kanon aufzustellen: Du darfst, wenn es dir oder der Menschheit zum Nutzen gereicht, du darfst unter Umständen töten, ehebrechen, stehlen, verleumden und begehren. Auf Lehrlanzeln trägt man den Satz von der Autonomie vor, daß der Mensch sein eigener Herr, sein eigenes Gesetz sei. Daher verteidigen gewissenlose Weltverbesserer und Aerzte den Satz, es sei unter Umständen recht und billig, zu töten, vor allem mißgestaltete Säuglinge, Unheilbare, Schwachsinrige und Degenerierte. Daher rufen jetzt die Lebensmittelmacher, weil die Gelegenheit günstig ist, das Volk, wie der Fuchs im Hühnerstall die mehrlose Schaar. Sprach es doch ein Kohlenbaron im Osten ganz schamlos vor Gericht aus, man müsse jetzt „machen, was zu machen ist“, ganz unbekümmert um die Not der Armen! Daher macht sich die Weltpresse und die Nachrichtenvermittlung gar keinen Skrupel daraus, solange es dem Feinde schadet und der eigenen Sache nützt, die greulichsten, schamlosesten Lügen und Verleumdungen zu verbreiten. Ihren Vorteil sehen alle diese als das höchste Gebot an, dem gegenüber jedes göttliche und menschliche Recht zurücktreten muß. Ist denn aber zur Kriegszeit, da alles Volk wie ein Mann einsehen soll für des Landes Wohl und Rechte, die Forderung, patriotisch und

loyal zu sein, nicht wirklich und in Wahrheit nun das höchste Gebot? Kaum ein anderes Schlagwort wird in der Gegenwart so betont wie Loyalität und Patriotismus. Was sie bedeuten, ist bald gesagt, nämlich die Treue zum Lande und seiner Regierung, und wie man sie hier längst in den Satz formuliert hat: „Steht hinter dem Präsidenten“, so prägt man sie jetzt in Deutschland demokratisierend um in das Wort: „Das Volk steht nicht hinter, sondern vor dem Kaiser!“ Die Treue, die wahre Treue — traun! — sie ist kein leerer Wahnsinn! Aber gerade derjenige, der es mit solcher eblen Treue recht gewissenhaft ernst nimmt, wird unvermeidlich zu der Frage gedrängt und getrieben: Gibt es denn nicht für alle Menschen und für alle Zeiten ein höchstes und vornehmstes Gebot? Und welches ist es? Lehren es etwa alle Schulen, hohe und niedere, deren Förderung und Frequenz man gerade zur Kriegszeit eifrigst befürwortet? Dieser Tage beklagte es hier eine Presbyterianer-Konferenz öffentlich, daß in den verschiedenen Staats- und Stadtschulen und Universitäten des Landes gelehrt werde, die Bibel sei voll Irrtümer, und kein Gebildeter halte sie für das unfehlbare eingegebene Wort Gottes, dagegen werde in diesen Schulen fleißig die Darwinische Entwicklungslehre vorgetragen. Sollte aber die Asefentheorie sogar imstande sein, dem Menschen das höchste Gebot aller Zeiten beizubringen? Sollten dünnleuchtige, nichts weniger als schriftgelehrte Kritiker uns die Frage beantworten können: Welches ist das größte Gebot? Mit ganz derselben Frage versuchten einst Jesus die Pharisäer und Schriftgelehrten. Ihr Wortführer stellte ihn zur Rede: „Meister, welches ist das vornehmste Gebot im Gesetz?“ Er war auf rechter Fährte: Das Gesetz ist für alle Zeit da, für alle Menschenkinder! Welche Antwort erhielt er? Die summarischst Klaffende: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt. Dies ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten.“ In der Tat, besser zu antworten ist ganz menschenunmöglich. Da liegt der Schlüssel! Jeder prüfe! Sonnenklar ist das höchste, vornehmste Gebot angegeben. Wer aber prüft, ob seine Liebe zu Gott diesem Maßstabe „von ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Gemüt“ und seine Liebe zum Nächsten dem „als dich selbst“ entspricht, ach, wie bald sagt dem das Wort der Wahrheit und sein richtendes Gewissen, wie viel, wie viel er fehlt. Verzweifeln müßte er wie Luther in der Klausur, fiele nicht, wie ihm, das belebende Licht in die Zelle seines Herzens, das Jesus dort auch den versuchenden Pharisäern alsbald mit der Gegenfrage erschallen läßt: „Wie dünket euch um Christo?“ O, wie ist das Buch des Lebens so schneidig vom Gesetz und von Christo so trostreich und erquicklich voll! Fürwahr, das größte, vornehmste Gebot für unsere und alle Zeit lautet kindlich einfach: „Suche Jesus und sein Licht, alles andre hilfst dir nicht!“ Mit ihm und seinem Lichte aber ist zugleich alles andre geregelt. Da gilt Gottes Gesetz als Lebensrichtschnur, da hütet man sich vor Lüge und Verleumdung, vor Ueberborteilung, Wucher, Ueberfaß und Erpressung, vor Fleischeslust und Abtötung von Menschenleben, vor Verschwendung und Vergnügungssucht, vor Vergewaltigung aller Gottesgabe, und da hält man der Obrigkeit die Treue und sucht der Stadt Bestes, da hält man mit Wenigem Haus und kommt gut aus, da wirft man alle Sorge auf ihn, der verbürgt hat: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen!“ Drüben und hüben wird ja — wie tödlich! — den ins Feld und zum Tode ausrückenden Soldaten als die beste Mitgift und das notwen-

digste Teil das Wort des Lebens mitgegeben. Unseres Wissens hat noch kein Federheld des Unglaubens es gewagt, eine widersprechende Kriesschrift zu schreiben und sie unter Wolf und Heer zu verbreiten. Und hat man je gehört, daß ein im Sterben Liegender nach irgend-einer Schrift eines Ungläubigen verlangt hätte? Wie oft aber ist auf den Schlachtfeldern das Verlangen nach dem einen, das not ist, zum Vorschein gekommen! Wohlan, was Todgeweihten das Beste auf der Welt und das vornehmste Gebot ist, nämlich die rechte, volle Antwort zu haben auf die Frage: „Wie dünket euch um Christo?“ das ist in Kriegszeit und Teuerung wie für alle Zeit aller Menschen Heil und Rettung, — er, der Heiland, von dem der Herr des Himmels und der Erde bezeugt hat: „Setze dich zu meiner Rechten, bis daß ich lege deine Feinde zum Schemel deiner Füße!“

Antwort auf des Papstes Friedensnote.

Die Antworten Deutschlands und Oesterreich-Ungarns auf die Friedensvorschläge des Papstes wurden zusammen am 21. September bekannt gegeben. Beide haben in der Presse der Alliierten und auch in der amerikanischen eine kühle Ablehnung gefunden, doch mit dem Unterschiede, daß das Schreiben des jungen Kaiserkönigs Karl vielfach als „aufrichtiger Notschrei“, das durch den Kanzler Michaelis verfaßte Schreiben Kaiser Wilhelms dagegen als „Worte und Wind“ bezeichnet wird. Zweifelloß hat sich gegen die deutsche Antwort um so mehr Mißtrauen erhoben, weil gleichzeitig das Staatsdepartement in Washington mit einer Enthüllung nach der andern über die geheimen Methoden der deutschen Diplomatie im Auslande (Argentinien, Mexiko, Vereinigten Staaten) aufwartete. Beide Antworten beteuern Friedensliebe, beide unterschreiben des Papstes Friedensvorschläge. „Deutschland ist“, heißt es am Schlusse der deutschen Note, „danke seiner geographischen Lage und wirtschaftlichen Bedürfnisse auf friedlichen Verkehr mit seinen Nachbarn und fernen Ländern angewiesen. Kein Volk hat daher mehr Grund als das deutsche, zu wünschen, daß statt allgemeinen Hasses und Kampfes ein verständlicher, brüderlicher Geist zwischen den Nationen vorherrschen möge. Wenn die Nationen von diesem Geiste geleitet werden, wird es ihnen auch möglich, die einzelnen noch unerledigten Streitpunkte in der Weise beizulegen, daß Daseinsbedingungen geschaffen werden, die für jede Nation zufriedenstellend wären und eine Wiederholung der großen Weltkatastrophe unmöglich erscheinen lassen.“ Kaiser Karl hebt drei Bedingungen hervor: die Freiheit der Meere, die Abrüstung zu Lande, zur See und in der Luft und zwangsweise schießsicherliche Schlichtung aller Streiffragen, und sagt zum Schlusse: „Geleitet von einem Geiste der Mäßigung und Versöhnung, sehen wir in den Vorschlägen Eurer Heiligkeit eine geeignete Grundlage für einseitende Verhandlungen zwecks Vorberreitungen eines Friedens, der für alle gerecht und dauernd wäre, und wir hoffen inbrünstig, daß unsere gegenwärtigen Feinde von denselben Gedanken bewegt werden mögen. In diesem Geiste flehen wir den Allmächtigen an um seinen Segen für das von Eurer Heiligkeit in Angriff genommene Friedenswerk.“ Aber es darf auch nicht übersehen werden, daß in beiden Noten der „Rechtsstandpunkt“ betont wird. Wird der Papst nun beide Antworten als Grundlage für neue Friedensvorschläge benutzen? Sehr wahrscheinlich; schon des teilweisen Erfolges wegen. Aber Aussicht auf Erfolg werden die Friedensbemühungen erst dann haben, wenn sie auf dem Boden der von Präsident Wilson als unerlässlich bezeichneten Vorbedingung stehen, daß nämlich das deutsche Volk selbst, nicht seine Herrscherklasse, spricht.

Wie weit Amerika gehen wird.

Unter dieser Überschrift erschien am 6. September in der „Washington Post“ ein Leitartikel, der großes Aufsehen erregte, weil er hier und in London, Paris und Rom als von unserer Regierung inspiriert aufgefaßt wurde. „Wenn die Demoralisierung des russischen Heeres“, heißt es da, „auch gleichbedeutend mit einem Siege Deutschlands ist und von den Herren Deutschlands eifrig dazu benutzt wird, die von ihnen Befürchten zu immer neuen Opfern anzutreiben, bleiben doch die Ziele der Vereinigten Staaten unverändert die gleichen, und ihre Fähigkeit, sie zu erreichen, bleibt ebenfalls unberührt. Die Vereinigten Staaten beabsichtigen, ohne sich dabei von Rücksicht oder Habgier leiten zu lassen, den Krieg bis zu einem erfolgreichen Ende fortzuführen. An Grenzveränderungen in Europa sind sie so gut wie gar nicht interessiert. Deutschland könnte das gesamte europäische Rußland besetzen, ohne daß dadurch die Be-

ziehungen zwischen den beiden Regierungen berührt würden, und andererseits könnte es Polen räumen oder Belgien, ohne daß dadurch der Streit mit unserem Volke beigelegt würde. Amerika hat mit den Alliierten nur zum Zwecke der Besiegung Deutschlands gemeinsame Sache gemacht, aber es wäre gut, sich stets vor Augen zu halten, daß Amerikas Sache nicht mit der der Alliierten identisch ist. Es ist kein Vertrag vorhanden, der die Vereinigten Staaten dazu anhält, die Pläne der Alliierten bezüglich der Reorganisation Europas zu unterstützen, und es besteht auch keinerlei moralische Verpflichtung seitens unserer Regierung, alle Ansprüche zu unterstützen, die gegen Deutschland geltend gemacht werden mögen. Manche der von den Alliierten geplanten territorialen Veränderungen wie auch manche der sonst noch zu erhebenden Ansprüche könnten dem amerikanischen Gerechtigkeitsinn abstoßend erscheinen und sich mit der Wiederherstellung freundschaftlicher Beziehungen als unvereinbar erweisen. Man darf nicht voraussetzen, daß die Vereinigten Staaten und den Kampf im Interesse fremder Völker fortsetzen würden, nachdem die amerikanischen Beschwerden erledigt sind und die Forderungen der Zivilisation sich durchgesetzt haben. Selbsterhaltung ist das oberste Gesetz einer jeden Nation, und mit gutem Rechte. Es sollte und wird auch für die Vereinigten Staaten maßgebend sein. Die Sicherheit von Zivilisation und Freiheit läßt es im Interesse vieler Nationen erscheinen, sich zusammenzutun, um Deutschland, den gemeinsamen Feind aller, zu bekämpfen; wenn aber, nachdem die Sicherheit von Zivilisation und Freiheit erreicht ist, irgendeine Nation oder eine Gruppe von Nationen versuchen sollte, weiter zu gehen und wichtige Vorteile für sich von einem Feinde zu erzwingen, den Amerika niedergerungen hat, dann kann diese Nation nicht in Ehren sich an einem derartigen Vorgehen beteiligen; nein, die Ehre würde es den Vereinigten Staaten zur Pflicht machen, ein Halt zu gebieten und peremptorisch zu verlangen, daß ein Feind, den sie besiegt haben, nicht beraubt wird. Die Welt hat Deutschland verurteilt wegen seiner unbarmherzigen Behandlung Frankreichs im Jahre 1871. Die Vereinigten Staaten werden sich niemals an einer ähnlichen Behandlung Deutschlands oder irgendeines anderen Feindes beteiligen. Es entspricht nicht dem amerikanischen Geiste, sich in einen Kampf mit einem Einbrecher einzulassen und, nachdem dieser unterlegen, seine Taschen zu leeren. Jede Rundgebung des Wunsches oder der Absicht, Deutschland seines Besitzes, seiner Territorien oder seines Handels zu berauben, ist eine direkte und mächtige Unterstützung der Herren Deutschlands, die es ihnen ermöglicht, das Volk zu überzeugen, daß die Fortsetzung des Krieges zur Verteidigung seiner Existenz unabwendbar ist. Daher trägt jede ungebührliche oder unberechtigte Forderung irgendeiner der Ententemächte, jeder Plan, Deutschland das zu nehmen, was Deutschland gehört, jede Abmachung, welche einen Boykott oder eine Lahmlegung des deutschen Handels in Aussicht nimmt, dazu bei, Deutschland als im Rechte befindlich und das deutsche Volk berechtigt erscheinen zu lassen, seine Machthaber bis zum letzten Atemzuge zu unterstützen. Ferner; derartige unberechtigte Forderungen, Pläne und Abmachungen erweisen sich als schädlich und unzulänglich für die Vereinigten Staaten, da sie geeignet sind, den Krieg zu verlängern und dieser Nation eine nicht notwendige Steuer an Blut und Geld aufzuerlegen. Amerikaner werden wissen, wo die Grenze gezogen werden muß. Sie erwarten, daß auch andere Nationen dies verstehen werden. Jeder Schritt, der geeignet ist, die Niederlage Deutschlands herbeizuführen, darf der aufrichtigen Unterstützung der Vereinigten Staaten sicher sein. Aber wenn Deutschland hilflos dasteht, wird mit Genehmigung der Vereinigten Staaten keine Orgie der Ausplünderung stattfinden. Es ist wünschenswert, daß das deutsche Volk und die alliierten Nationen diese Tatsache ihrer vollen Bedeutung nach verstehen, und zwar ohne Verzug.“

Kriegsmoral und Diplomatenmoral.

So unstatthaft es ist, daß feindliche Heere an der Zivilbevölkerung eines Landes, mit dem sie Krieg führen, Kriegsgreuel verüben, so edel ist es, auch im Kriege einem hilflos gewordenen Feinde das Leben zu retten. Wie daher, um den Feind moralisch vor aller Welt zu schädigen, leider nicht selten Kriegsgreuel aller Art ihm angedichtet werden, so ist man auf der andern Seite vielfach geneigt, einer „humaneren“ Kriegsführung das Wort zu reden. „Humanere Kriegsführung?“ Man mag gerade so gut von einer humaneren Hölle reden. Als sich auf der Haager Friedenskonferenz ein dummkopfiger Esel erhob und über die Unnehmlichkeiten zivilisierter

Kriegsführung sprach, wurde meine Antwort, wie ich mit Bedauern sagen muß, als ungeeignet für die Veröffentlichung angesehen. Als ob der Krieg zivilisiert werden könnte! Sollte ich das Kommando führen, wenn ein Krieg ausbricht, dann werde ich als meinen Befehl erlassen: „Der Krieg bedingt als Hauptsache Gewalttaten. Maßhalten im Kriege ist Wahnsinn. Schlag zuerst, schlag hart, schlag ohne Unterlaß, schlag überall!“ Menschliche Kriegsführung! Wenn du einem Fuhr das Genick umdrehst, dann denkst du nur daran, wie du es ihm am schnellsten umdrehen kannst.“ Diese Worte entstannten nicht Treitschke oder Bernhardt, nicht Bülow oder Tirpitz, sondern Admiral Jisher, dem ersten Seelord der britischen Admiralität, und sie wurden kurz vor Ausbruch des Weltkrieges in einer öffentlichen Versammlung geäußert. Das ist durchaus richtig geredet. Krieg ist eben Krieg, und wenn ein Feldherr dadurch, daß er grausam hart zuschlägt, desto eher den Endzweck des Krieges, den Frieden, herbeiführt, so handelt er nach bester Kriegsmoral. Ein ganz ander Ding aber ist die Ethik und Moral für Diplomaten und Politiker: sie soll und darf von der des Privatlebens nicht verschieden sein. Diese im Frieden tätigen, bei fremden Regierungen beglaubigten, mit befreundeten Staaten unterhandelnden Staatsmänner dürfen sich keiner unehrenhaften, vertrauensbrüchigen und kriegerischen Handlung schuldig machen. Ja, — gerade der Satz, daß die Ethik und Moral des Privatlebens in der Politik, der hohen wie der niederen, des Staatswesens wie der Ward, *keine* Geltung habe, ist ja der meist allgemein geltende Grundsatz! Zum und handeln nicht zahllose Tagespolitiker darnach? Und was sehen wir unter den Diplomaten, den oberen Politikern? „In der Diplomatie“, sagte Talleyrand, „ist das gesamte Tierreich vertreten.“ Die europäische Geschichte der letzten Jahrhunderte zeigt eine fortlaufende Kette diplomatischer Intrigen, und in der Wahl ihrer Mittel waren die Herren Botschafter, Gesandten, Attaches und auch die Minister, von denen sie ihre Aufträge erhielten, oft nichts weniger als gewissenhaft. Das haben Deutsche, Engländer und Franzosen längst eingestanden. Das Verhalten der jetzt bloßgestellten deutschen Diplomaten (Zugburg in Argentinien, Eckhardt in Mexiko, Bernstorff, Papen, Zigel in den Vereinigten Staaten) ist aber, wenn alle gegen sie erhobenen Anklagen auch nur zum Teil begründet sind, völlig unentschuldigbar. Doch etwas Neues bieten die Enthüllungen dem Geschichtskundigen nicht. Wer Bismarcks Memoiren, die Denkwürdigkeiten Hohenslohes oder die Biographien russischer, englischer und französischer Staatsmänner liest, dem sollten die Haare zu Berge stehen über die Art und Weise, wie die Gesandten an auswärtigen Höfen gegeneinander intrigierten. Schwere Vertrauensbrüche sind es ja auch, die diesem Weltkriege zugrunde liegen. Diese Enthüllungen sollten es daher Regierungen und Völkern nahe legen, mit der bisherigen Diplomatenkunst aufzuräumen, die alten, unsauberen Kanäle zwischen den Regierungssitzen gründlich zu desinfizieren und mit einem System zu brechen, das sich, wie die krumme Wardpolitik, zur allgemeinen Moral in krassen Widerspruch setzt.

Von den Kampffeldern.

Als ob der „Weltserie“ des Baseballspiels mehr Bedeutung beizumessen sei als dem Weltkriege, — dürrtger und dürrtger lauten die Kriegsnachrichten. Gleichwohl nennen Korrespondenten das gigantische Ringen an der Westfront, die jüngste britische Offensive in Flandern, die „größte Schlacht der Weltgeschichte“. General Haig bot alle Kraft auf, Langemarch und Bonnevise zu nehmen, dann griff er bei Paschendeele, St. Julien und Ghelubelt an, eroberte wertvolle Stellungen, nahm 2.000 Gefangene, aber auch die Deutschen machten Gegenstöße, und über die Erfolge widersprechen sich die Berichte aus London und Berlin; schließlich wurden dann alle Meldungen unterjagt. An der Düna eroberten die Deutschen die strategisch wichtige Stadt Jakobstadt mit großen Vorräten. Nahe Bagdad nahmen die Engländer ein türkisches Regiment gefangen. Zahlreicher wurden die Luftkämpfe. Der französische Hauptmann Guhmer, der 50 deutsche Flieger abgeschossen, und der deutsche Leutnant Wosse, der

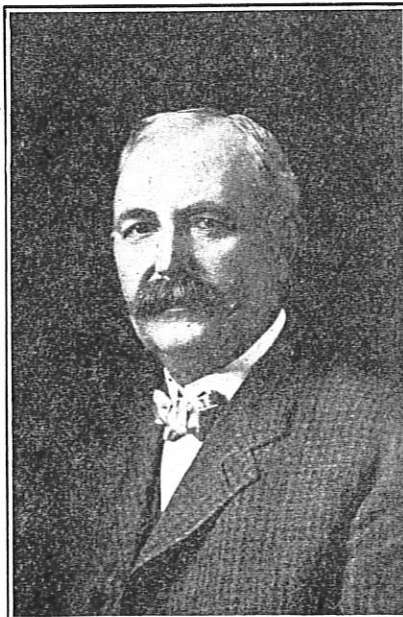
ebenso viele Feinde niedergebracht, verloren in Luftgemeinen ihr Leben. Siebenmal griffen deutsche Flieger London und umliegende Orte an und töteten und verwundeten viele Menschen, französische Flieger aber belegten Stuttgart mit Bomben und englische Ostende und belgische Küstenorte. Argentinien brach die Beziehungen zu Deutschland ab, will aber nicht Krieg erklären und erlebte aufregende Streifereien. Die Erwartung der Alliierten, der deutsche Kanzler werde im Reichstage ein neues Friedensangebot machen, wurde getäuscht durch seine Erklärung, Deutschland behalte Belgien als Faustpfand für die Friedensverhandlungen und gebe keine weiteren Bedingungen vorher bekannt. Mit dem Beschlusse: „Der Reichstag wird im Falle eines Friedensschlusses mitwirken,“ vertagte sich das Volkshaus. Die Vereinigten Staaten legten ihre zweite Liberty-Anleihe auf, und Col. House wurde vom Präsidenten beauftragt, sich mit „Friedensfragen“ vertraut zu machen.

Anzeichen der Prosperität.

Trotz der allgemein beklagten Teuerung im Lande gibt es Anzeichen allgemeiner Prosperität. Der Jahresbericht der Regierung über die im letzten Rechnungsjahre, vom 1. Juli 1916 bis 30. Juni 1917, erhobenen Binnensteuern besagt, daß 1.000.000.000 Zigarren und sogar 9.000.000.000 Zigaretten mehr geraucht und daß im ganzen 28.000.000 Pfund Tabak (als Rauch-, Rau- und Schnupftabak und als Zigarren und Zigaretten) mehr verbraucht wurden als im Rechnungsjahre vorher. Die Steuereinnahmen aus dieser Quelle beliefen sich auf über \$103.000.000, gegen das Vorjahr um \$15.000.000 (8 Prozent) mehr. Der Genuß destillierter Getränke beziffert sich auf mehr als 164.000.000 Gallonen, gegen das Vorjahr um 28.000.000 Gallonen (20 Prozent) mehr, und lieferte der Regierung an Steuern \$186.500.000. An Bier wurden weit über 60.000.000 Faß getrunken, über 2.000.000 Faß mehr als im Vorjahre, und diese Besteuerung trug beinahe \$92.000.000 (über \$3.000.000 mehr) ein. Die Zunahme im Verbrauch dieser Genußmittel läßt durchaus nicht die Behauptung zu, daß sie Luxuswaren sind, welche nur Wohlhabende sich beschaffen können, und man darf gewiß nicht folgern, daß der Mehrverbrauch lediglich den florierenden Munitionsteuten zuzuschreiben sei; vielmehr ist erwiesen, daß trotz der Teuerung die Lebenshaltung des Volkes im allgemeinen eine höhere, anspruchsvollere geworden ist. Im Genuß von Getränken und Rauchwaren hat sich unser Volk nicht eingeschränkt, sondern mehr als je verbraucht und somit auch die Mittel dazu besessen.

H. August Lüdke dahingefchieden.

Am 26. September schloß in Milwaukee einer der hervorragenden Bürger deutschen Stammes und ein in weitesten Kreisen der lutherischen Kirche unseres Landes hochgeachteter Mann, Herr H. August Lüdke, seine Augen zum letzten Schlummer. Wenige Monate kränkelnd, erlag er einem Leberleiden, das rasch eine schlimme Wendung nahm. In Zimdarfe, Pommern, hatte er vor 67 Jahren (1850) das Licht der Welt erblickt, war aber schon in früher Jugend nach Amerika gekommen und hatte hier in einer Gemeindeschule seine Schulbildung genossen. Er trat später in das Eisenwarengeschäft der bekannten John Priklaff Hardware Co. ein, dessen großartiger Aufschwung auch seiner regen Tätigkeit mitzuberanken ist. Er wurde aber nicht nur ein erfolgreicher Geschäftsmann, sondern vor allen Dingen ein Mann rühmlicher Charaktereigenschaften: sein Wort galt wie Gold, er blieb zeitlebens demütig und bescheiden, leutselig und zukommend, und nie klopfte ein Bedürftiger vergebens bei ihm an; seinem Glauben blieb er als standhafter Befenner in vorbildlicher, schlichter Treue ergeben. Er schlug jedes politische Amt aus, hatte aber trotz seiner vielen verantwortlichen Geschäftsverbindungen stets Zeit, Arbeitsfreude und offene Hand für Kirche und Schule. Es überleben ihn seine Witwe, Emma geb. Priklaff, 5 Kinder, 17 Enkel und viele andere Verwandte, mit denen ein großer Bekanntenkreis nah und fern sein Andenken in Ehren hält. W.



H. August Lüdke.



Alaska.



Ein deutschamerikanisches Gedenkblatt zur fünfzigjährigen Zugehörigkeit Alaskas zur Union.
Für die „Abendsschule“ von Benno Alexander.

Der nachstehende Artikel ist nicht nur eine überaus zeitgemäße geschichtliche Abhandlung, sondern auch ein höchst schätzbare kulturhistorischer Beitrag, der gerade zu einer Zeit, da es wieder einmal von allerlei unverständigen Angriffen auf das Deutschtum wimmelt, zeigt, wie deutsche Männer sich um einen Erdteil verdient gemacht haben, den Amerika heute als sehr wertvollen Besitz einschätzt. Der Verfasser, der selbst lange Jahre in Diensten unserer Regierung Wind und Wetter und Entbehrungen in Alaska getrotzt und dort weite Vermessungen und eingehende Forschungen unternommen hat, darf als Sachmann ein schwerwiegender Wort über das große Territorium mitreden, und wie die „Abendsschule“ sich glücklich schätzt, daß er ihre Spalten für seine Mitteilungen benutzte, so werden die Leser es ihm und ihrem Familienblatte Dank wissen, diesen Gegenstand, der wenigen geläufig ist, beleuchtet zu sehen und damit wieder einmal zu erkennen, wie deutsche Forscher selbst in weltfernen Gebieten der Menschheit unschätzbare Dienste leisteten. — Neb.

I.

Am 18. Oktober 1917 sind 50 Jahre verflossen, seitdem unsere Bundesregierung die früheren russisch-amerikanischen Kolonien — das heutige Territorium Alaska — tatsächlich in Besitz nahm.

Bereits am 30. März 1867 war von dem damaligen so hoch verdienten amerikanischen Staatssekretär William H. Seward und von dem langjährigen russischen Gesandten in Washington, Eduard von Stöckl, der Vertrag unterzeichnet worden, demzufolge Zar Alexander II. die bisherigen russischen Besitzungen in Amerika den Vereinigten Staaten gegen eine Entschädigungssumme von \$7,200,000 überließ. Am 28. Mai desselben Jahres war dieser Verkaufsvertrag von beiden Seiten endgültig gutgeheißen worden.



Prinz Ruprecht (Rupert) von der Pfalz, Gründer der Hudson Bay Company (1670).

Nachdem man sich inzwischen auch über alle Einzelheiten des Besitzwechsels verständigt hatte, wurde das neu erworbene Gebiet am 18. Oktober vor der Gouverneursresidenz, dem berühmten Kastell Baranoff, in der Kolonialhauptstadt Sitka von den Vereinigten Staaten formell übernommen.

Noch auf seinem Sterbebette im Jahre 1872 hat der weitblickende Staatssekretär Seward diese Erwerbung Alaskas als die bedeutendste Errungenschaft seiner so erfolgreichen Lebensstätigkeit bezeichnet.

„Aber“, fügte er bedeutsam noch hinzu, „erst die nächste Generation wird den Wert dieses Gebietszuwachs voll und ganz zu verstehen lernen.“ Diese Voraussagung hat sich glänzend erfüllt. Längst wird Alaska nicht mehr als Walfußland oder „Eisbergien“ bespöttelt. Längst hat sein Reichtum an Fisch und Pelzwerk, an Kupfer, Gold und anderen wertvollen Metallen den ursprünglichen Kaufpreis über und über eingebracht. Die neue, große Eisenbahn, welche die Bundesregierung zur Zeit von Cook's Inlet nach dem Herzen des Territoriums bauen läßt, wird auch die wunderbaren Natur Schönheiten und die überreichen Kohlenflöze Alaskas in naher Zukunft zugänglicher machen. Längst hat man endlich auch die vielversprechenden Möglichkeiten des Ackerbaues in diesem einst so verschrieenen Nordlande anerkannt und zu verwirklichen begonnen.

Dagegen scheint bis auf den heutigen Tag die eine Tatsache, daß gerade das Deutschtum sich höchst bemerkenswerte Verdienste um Alaskas Entdeckung, Erforschung und Besiedlung erworben hat, nur wenig bekannt geworden zu sein und deshalb auch kaum genügend gewürdigt zu werden. Dieses schöne geistige Anrecht des deutschen Elementes auf Alaska beginnt aber gleich mit seiner ersten Entdeckung durch den in russischen Diensten stehenden dänischen Schiffskommandeur

Weit Bering im Jahre 1741 unter der kurzen Regierung des unglücklichen, kleinen Zaren Iwan VI.

Daß die Kunde von Bering's letzten Erlebnissen und von seinem kläglichen Ende nicht überhaupt ganz und gar verschollen ist, das verdanken wir zweifellos fast ausschließlich der unerschütterlichen Treue, der heldenhaften Ausdauer und der bewundernswerten Tüchtigkeit Georg Wilhelm Stellers, des deutschen Schiffszurges und Naturforschers der verhängnisvollen Expedition.

Doktor Steller wurde im Jahre 1709 in dem fränkischen Städtchen Windsheim geboren. Nach Beendigung seiner naturwissenschaftlichen und medizinischen Studien auf den Universitäten Halle und Wittenberg nahm er im Jahre 1734 zunächst

eine Stellung als russischer Militärarzt in St. Petersburg an, wo selbst damals gründliche deutsche Bildung noch wohlgeboten war. Infolge seiner glänzenden Fähigkeiten wurde er bereits nach kurzer Zeit zum Mitgliede der kaiserlich russischen Akademie der Wissenschaften ernannt und 1738 von der Kaiserin Anna mit der Erforschung der Naturerzeugnisse im fernen Kamtschatka betraut. Gründliche Untersuchungen und umfangreiche Sammlungen brachten auch dort seinen Namen zu hohen Ehren. Im Jahre 1741 schloß er sich der sogenannten zweiten amerikanischen Entdeckungsexpedition Bering's an. Auf seiner ersten Forschungsfahrt 1728 hatte Weit Bering bereits das Ostkap erreicht und wenigstens feststellen können, daß der amerikanische und der asiatische Kontinent auch im hohen Norden in keiner Landverbindung zu stehen schienen. Aber das eigentliche amerikanische Festland, sein jetziges Ziel, war dem Polarfahrer dabei merkwürdigerweise doch noch nicht zu Gesicht gekommen. Nach langjährigen, mühseligen Vorbereitungen segelten die beiden Schiffe der jetzigen „großen“ Expedition — „St. Peter“ unter dem Befehl des Oberkommandeurs Bering und „St. Paul“ unter Kapitän Alexei Schirikoff — am 4. Juni 1741 von dem neugegründeten Hafendorfe Petropawlowsk an der ostkamtschadalschen Awatscha-Bai in den unbekannten Osten hinein.



In einem der berüchtigten, anhaltenden Nebel des nordpazifischen Ozeans gerieten die beiden Fahrzeuge Bering's bereits nach zwei Wochen endgültig auseinander. Schirikoff verlor später ein Drittel seiner Mannschaft bei einem Versuche, an der alaskischen Küste in der Gegend des heutigen Sitka zu landen, und arbeitete sich im Herbst desselben Jahres mit Mühe und Not nach der Awatscha-Bai zurück.

Bering selbst stand seit nahezu 40 Jahren in russischen Diensten. Aber zur Zeit war er bereits ein alter, kranker

Mann, verärgert und gebrochen durch die eifersüchtig-gehassten Anfeindungen seiner russischen Untergebenen. Er war kaum länger der rechte Mann am rechten Platze.

Südlich von den ebenfalls noch unentdeckten Aleuten trieb Bering seinem geheimnißvollen Ziele zu. Steller machte den abgestumpften Kommandeur mehrfach auf unverkennbare Anzeichen von Landnähe in nördlicher Richtung aufmerksam und bat ihn inständigst, wenigstens einen einzigen Tag gen Norden zu steuern. Aber Bering wollte sich nicht beeinflussen lassen. Endlich — am 16. Juli 1741 — langte Bering an der alaskanischen Küste in der Nähe des berühmten Mount St. Elias an, den er nach dem russischen Kalenderheiligen des Tages benannte. Diese Tatsache wird gewöhnlich als die erste Entdeckung des festländischen russischen Amerikas angenommen. Mount St. Elias galt bis zur neuerlichen Erforschung des Mount McKinley als der höchste Gebirgsgipfel Alaskas. In diesem Jahre (1917) sind gerade 20 Jahre verflossen, seitdem der St. Elias zum ersten und bisher einzigen Male von dem Herzog der Abruzzen bestiegen wurde. Der Schreiber dieser Zeilen war ein Mitglied der Expedition des Prinzen von Savoyen.

Aber Steller erklärt in seinem Tagebuche ganz ausdrücklich und unzweideutig, daß er bereits am Tage zuvor, also schon am 15. Juli 1741, das Festland wahrgenommen und angemeldet habe. Deshalb sollte er allein auch von Rechts wegen als der erste und eigentliche Entdecker des festländischen Alaskas betrachtet werden. Seine eifersüchtigen und unachtsamen Schiffsgenossen wollten ihm jedoch diesen Entdeckerruhm nicht gönnen. Deshalb gaben sie vor, dem ursprünglichen Landberichte Stellers keinen Glauben geschenkt zu haben.

Am 19. Juli warf Bering vor der Insel Rahat Anker, um frisches Wasser einzunehmen. Steller selbst eilte unverweilt ans Gestade, um die Insel, soweit wie möglich, in aller Hast zu durchforschen. Bering dagegen setzte keinen Fuß ans Land. Er glaubte seine Aufgabe gelöst zu haben und ließ sich zu keinem längeren Aufenthalte, nicht einmal zu einem einzigen, flüchtigen Besuche des so nahen Festlandes bewegen. Schon am 21. Juli trat er die Heimreise an. Steller beklagt sich bitterlich über solche unziemliche Hast: „Also sind wir schließlich einzig zu dem Zwecke hierher gesegelt, um amerikanisches Trinkwasser nach Asien hinüberzubringen!“

Auf der Rückreise bekam Bering die aleutischen Inseln mehrfach zu Gesicht, ohne jedoch mehr als eine höchst oberflächliche Kenntnis davon zu nehmen. Ungünstige Winde verzögerten die Heimkehr. Planlos segelte die Expedition hin und her. Lebensmittel wurden knapp, und der schreckliche Scharbock brach aus. Kommandeur Bering selbst wurde davon ergriffen.

Im November erlitten die Seefahrer am Strande der Bering-Insel, der größten der sibirischen Kommandeur-Gruppe, 100 Meilen ostwärts von Kamtschatka gelegen, elendiglichen Schiffbruch. Bereits im Dezember erlag Bering seinen Leiden. Viele seiner Schiffsgenossen folgten ihm im Laufe des Winters nach. Die Drangsale waren ganz unglaublich. „Ehe noch die Toten begraben werden konnten,“ schreibt Steller, „wurden sie vielfach von den Steinfüßchen angefressen. Diese dreifüßigen Tiere wagten sich sogar an die hilflosen Kranken heran, die zum Teil noch ohne Obdach am Strande dalagen. Manche dieser unglücklichen Dulder beklagten sich über Kälte; andere wieder über Hunger und Durst, denn ihre Gaumen waren vom Scharbock bereits derartig angegriffen, daß sie keine Nahrung mehr zu sich nehmen konnten. Hunger, Blöße, Kälte, Krankheit und Verzweiflung waren tagaus tagein unsere Genossen!“

Die wenigen Ueberlebenden erbauten schließlich aus den Trümmern ihres Schiffes ein kleines Fahrzeug und erreichten im August 1742 mehr tot als lebendig doch noch wieder die Awatscha-Bai.

Im Anschluß an diese folgenschwere Entdeckung Alaskas macht Professor Meany in seiner „Geschichte des Staates Washington“ (Macmillans 1909) die folgenden Bemerkungen: „Der rettende Geist dieser gestrandeten Expedition war Georg Wilhelm Steller, der Arzt und Naturforscher. Er durchforschte das Eiland, fand Nahrung für alle und führte im Frühjahr das Häuflein der Ueberlebenden nach der Awatscha-Bai zurück. Seine Entdeckungen retteten das ganze Unternehmen vor der Verschollenheit und waren von unberechenbarem Einflusse auf die Geschichte des neuentdeckten Gebietes. Unter anderem fand er 4 neue Tiergattungen: den Seelöwen, der seines Tranes wegen geschätzt wird; die achttausendpfündige Seekuh, die ihres Nahrungswertes wegen bereits von der nächsten Generation vollständig ausgerottet ward; und endlich die Seeotter und die Pelzrobbe. Die Ueberreste des Rauchwerkes dieser beiden Lez-

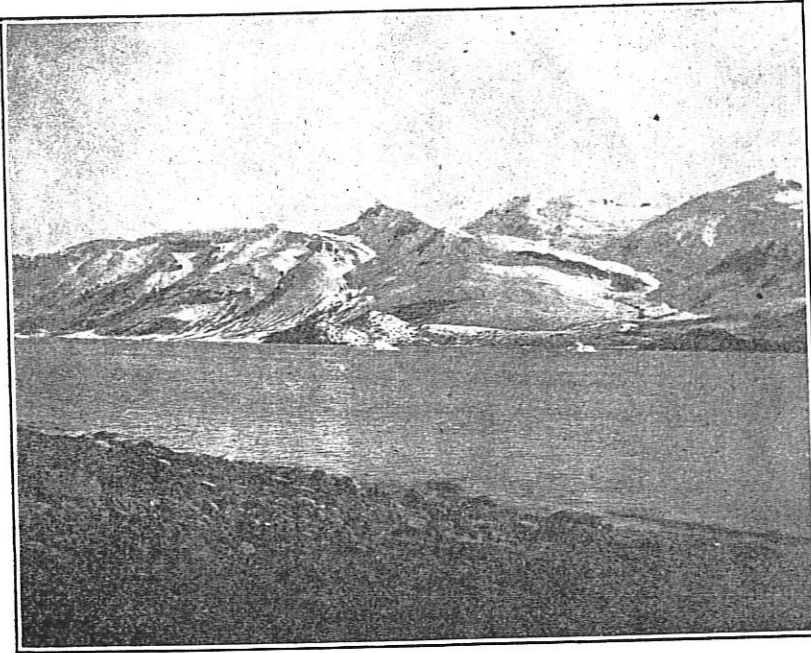


Alaskanische Grenzvermesser.

ten Arten erregten in Sibirien gewaltiges Aufsehen. Eine ganz neue Zugkraft lockte alsbald die Pelzjäger nach diesen wilden Gegenden der nordpazifischen See. Die Gelehrten haben einer beträchtlichen Anzahl von Pflanzen und Tieren Stellers Namen beigelegt. Im Jahre 1882 besuchte Dr. Leonhard Stejneger Bering-Insel und gab dort einer natürlichen Felsbildung den Namen „Stellers Triumphbogen“ und einem Berge den Namen „Mount Steller“, in dem Bestreben, die Verdienste eines rühmlichst hervorragenden Charakters in den Annalen der nordpazifischen See wenigstens nachträglich anzuerkennen.“

Denn von der Mitwelt erhielt Steller in der Tat gar argen Lohn! Im Jahre 1744 wurde der tüchtige deutsche Gelehrte nach St. Petersburg zurückberufen. Herzlich froh, endlich die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Forschungen schriftstellerisch verwerten zu können, war er auf der Heimreise bereits in Nischni-Nowgorod angelangt. Aber leider hatte ihm seine allzeit ausgesprochene deutsche Freimütigkeit unter den sibirischen sibirischen Beamten mächtige Feinde gemacht. In Nowgorod überholte ihn eine Vorladung vor das Gouverne-

mentsgericht in Irkutsk. Gegen ihn war die erlogene Anklage erhoben worden, den Feinden Rußlands Schießpulver verkauft zu haben!! Ungefährtehrte er zurück, mußte in Irkutsk ein volles Jahr auf den Urteilspruch warten und wurde dann glänzend freigesprochen. Freudig eilte er abermals dem alten Europa zu. In Moskau jedoch ereilte ihn eine zweite böswillige Zeugenvorladung nach Irkutsk. Ohne Zögern, wenngleich ungern, trat er seine dritte Reise nach Sibirien an. In der Nähe von Tjumen, bei Tobolsk, begaben sich an einem bitterkalten Wintertage Stellers Rosaken in eine Wegschente, um dort den Wutki zu versuchen. Das wird natürlich bei den Russen und insbesondere bei Rosaken unabänderlich eine langwierige Geschichte. Steller zog es vor, derweilen draußen im Schlitten in freier Gottesluft auf seine Begleiter zu warten. Dabei schlummerte er sänftiglich ein und ging in dem verhängnisvollen Frostschlaf still und unmerklich in die Ewigkeit hinüber. In Tjumen liegt Steller denn auch begraben — bei Tobolsk, wo Gregor Rasputin geboren wurde; bei Tobolsk, wo jetzt der letzte Russenar in der Verbannung schmachtet.



Mount Alexander, Russell Fjord, Alaska.

Die Gruft des tüchtigen, selbstlosen deutschen Gelehrten, der Berings letzte Ruhestatt der Vergessenheit zu entreißen vermochte, ist unauffindbar zerfallen und verschollen. Aber der Name Georg Wilhelm Steller wenigstens bleibt mit dem Alaskas unzertrennlich verknüpft und soll uns unversehrt sein.

II.

Ueber die Aleuten-Kette hinweg hatten sich die Russen im Laufe der nächsten 50 Jahre in dem heutigen Alaska so ziemlich festgesetzt. Unter der Regierung der zweiten Katharina ergriff 1791 der erste bedeutende Gouverneur von Russisch-Amerika, Alexander Baranoff, mit eiserner Faust die Zügel der Regierung, die er erst 1818 wieder fahren ließ. Zu seinem Stabe gehörte bereits ein deutsch-lutherischer Geistlicher. Und zahl-

reiche vermittelte Namen auf den geborstenen Kreuzchen des lutherischen Friedhofes der damaligen, auf der Westseite der Insel Baranoff im Alexander-Archipel gelegenen Hauptstadt Neu-Archangel (Erzengel) Gabriel, später Sitta, beweisen zur Genüge, daß von Anfang an überhaupt viele Deutsche im Dienste der russisch-amerikanischen Pelzkompanie ihr Leben gelassen. Im Sommer ist ihre vergessene Gräberstätte freundlich mit Salbbeeren und wilden Rosen umrankt. Zur Sommerzeit genießt man von hier aus auch wohl den herrlichsten Fernblick über die wunderschöne Bai von Sitta — dies Indianerwort bedeutet „Stadt am Wasser“ — die so oft mit der von Neapel verglichen ward. Auch Prinz Luigi Amadeo von Savoyen fand bei seiner Anwesenheit in Sitta im Sommer 1897 diese merkwürdige Ähnlichkeit heraus, und der sollte doch wohl sicherlich ein Sachverständiger sein. An trüben Winterabenden hingegen, wenn graue Nebelschwaden wabern und brodelnd von der See hereintreiben, dann scheinen uns auf dieser Totenstätte geheimnisvoll alte Erinnerungen an die grausamblutige russische Eroberungszeit zu umwehen:

„Wenn Sitta schläft, haßt sich um Berg und Bucht
Nordnebel, gleich gespenstigen Gestalten;
Dann klagt's wie Geisterstut in Klippenspalten,
Wie Sünden-seelen, für und für verflucht.“

Dann schweben Vorzeit'schatten schon empor
An Baranoffs verfall'ner Burgfels-Landung —
Aus des erinn'rungs-mächt'gen Nordmeers Brandung
Braust alte Mär wie dumpfer Geisterchor!“

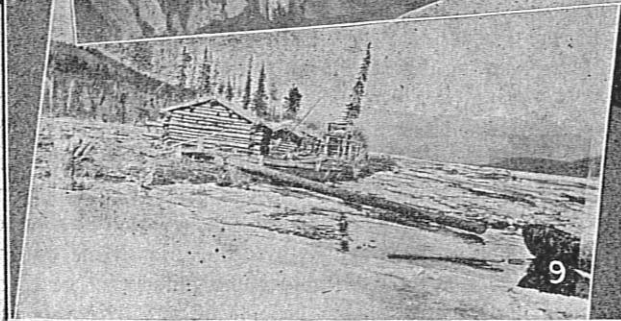
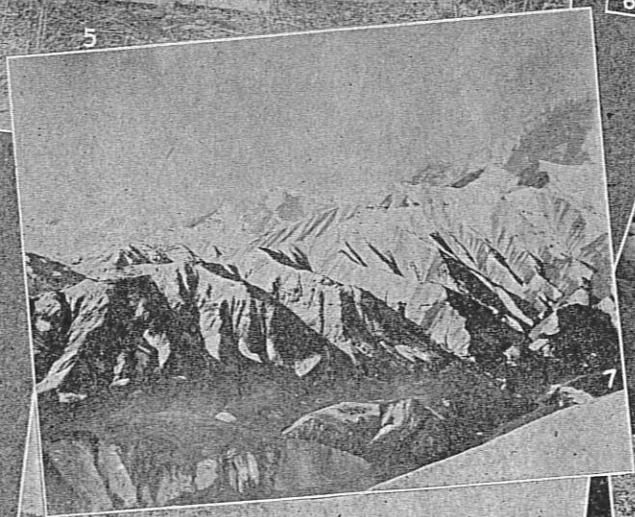
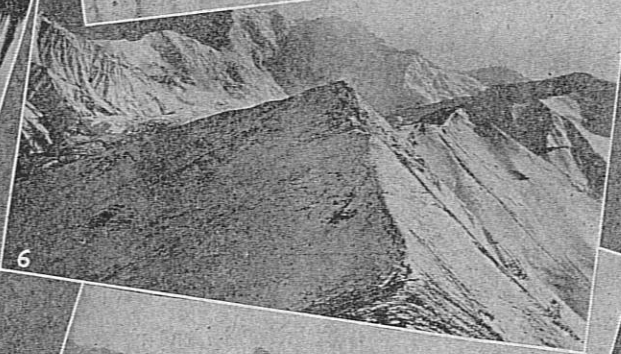
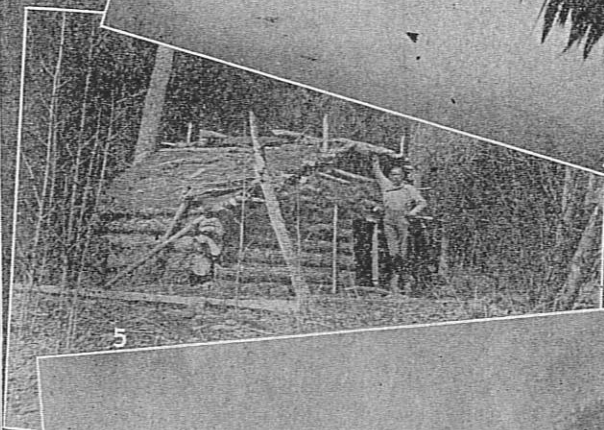
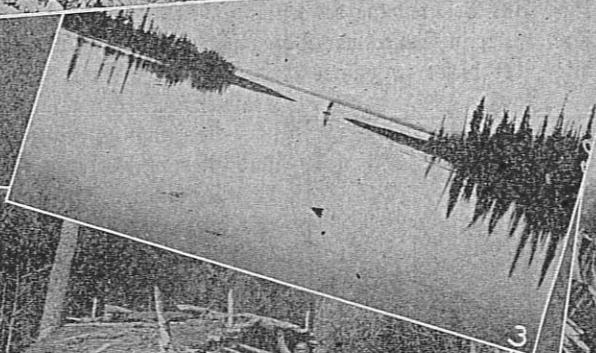
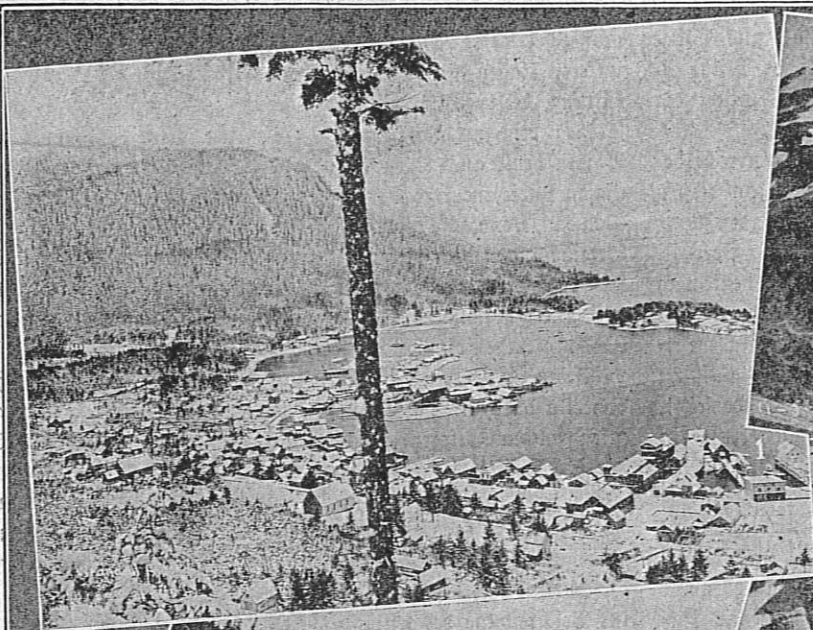
Neben den Moskowitern strebten in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch noch manche andere Nationen zu Wasser und zu Lande nach dem noch unbefehlagnahnten, vielversprechenden pazifischen Nordwesten.

Von Osten her rückte über Land die mächtige Hudson Bay Company langsam dem Westmeere zu. Diese einzigartige Handelsgesellschaft wurde bereits im Jahre 1670 von dem Prinzen Rupert (Ruprecht) von Pfalz-bayern, dem ersten Gouverneur derselben, gegründet. Er wurde 1619 in Prag als Sohn des böhmischen Winterkönigs, Friedrich von der Pfalz, und seiner Gemahlin Elisabeth, Tochter des Stuartkönigs James I. von England, geboren und hatte sich diese wichtigen nordamerikanischen Handels-gerechtsamen von seinem Vetter, dem zweiten Karl von England, erwirkt. „Rupert'sland“ war der erste englische Name für das heutige Canada, dessen ungewisse Nordwestgrenzen vielfach auch Teile des heutigen Alaska beanspruchten. Der anglikanische Bischof in Winnipeg führt immer noch den Titel „Bischof von Rupert'sland“. „Prinz Rupert“ heißt auch der pazifische Terminus der jüngsten, nördlichsten transkontinentalen Eisenbahn von Canada. Er liegt ganz nahe der Südgrenze Alaskas.

Im Wettbewerb mit den Walbläusern der „Herren Abenteurer“ von Hudson Bay und bereits vor ihnen her jagte auch schon Alexander Macenzie, Vertreter der nebenhändlerischen „Nordwestlichen Pelzgesellschaft“, dem Meere zu. Bereits 1789 vollendete er seine berühmte Entdeckungsfahrt bis zur Mündung

Bilder aus Alaska.

1. Die Grenzstadt Wrangel.
2. Eiskaskade nahe Mount St. Elias.
3. Abendfrieden an der Grenze.
4. Auf dem Maleschina-Gletscher.
5. B. Alexander im Urwalde der St. Elias-Alpen.
6. Eiskügelchen nahe Mount Katezhai.
7. Eiskügelchen in den St. Elias-Alpen.
8. Eiswall an der Seefront des Hubbard-Gletschers.
9. Der White River bei Canyon City.
10. Grenzcamp zwischen Baumwollpappeln.



des großen nach ihm benannten Stromes, die ihn, einigermassen zu seiner Enttäuschung, aus Arktische statt aus Stille Meer führte. Auch seine Mühen teilte ein deutscher Mitarbeiter namens Hans Wohlbruck, oder wenigstens so ähnlich; der Name wird verschiedentlich angegeben.

Sogar der unglückliche Ludwig XVI. von Frankreich beteiligte sich noch in seinen letzten Regierungsjahren an diesem Wettbewerf der Nationen mit der so kläglich endenden Entdeckungsfahrt der „Astrolabe“ und „Bouffole“ unter La Perouse. Der Name „Mount La Perouse“ in Alaska erinnert heute noch an die Anwesenheit dieses französischen Kommandeurs.

Die spanischen Könige Karl III. und IV. rüsteten mehrfach nordpazifische Expeditionen aus. Alexander Malaspina war von dem deutschen Forscher Thaddäus Hantke begleitet, dessen Namen der Hantke-Gletscher und die Hantke-Insel in Ruffel Fjord vereinigen. Ebenfalls selbst erkennen auch in der Nähe von Marble Point die Bezeichnungen Mount Alexander und Alexander-Gletscher die spätere langjährige nordische Pioniertätigkeit des Schreibers dieser Zeilen an.

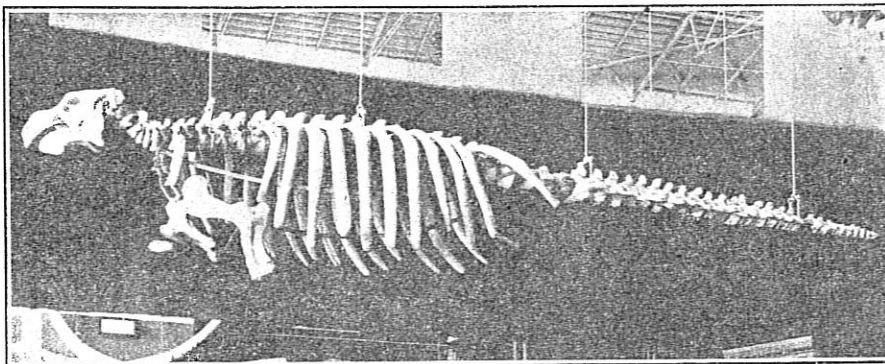
Der große Weltumsegler James Cook und sein bekannter Jüngling und Nachfolger Georg Vancouver nahmen die Interessen Georgs III. von England wahr und trugen durch ihre ausgedehnten Entdeckungsfahrten viel zur genaueren Kenntnis

großartigen Goldfunde innerhalb der Grenzen des damaligen Russisch-Amerika vorausgesetzt, die wir zum großen Teile in unseren Tagen miterleben durften. Und für die glorreiche Erfüllung dieser kühnen Voraussetzung — dafür weiß ganz Alaska dem großen deutschen Gelehrten Dank. Es gibt in Alaska heute auch einen Humboldt-Bach und einen Humboldt-Hafen sowie mehrere andere geographische Stätten, welche den Namen „Kosmos“ vereinigen. Leider aber beziehen sich diese Bezeichnungen doch nur auf Umwegen auf den berühmten Reisenden und sein hervorragendes Hauptwerk.

Die Forschungsreisen und besonders die bedrohlichen Gebietsansprüche fremder Nationen stachelten wiederum auch die russischen Selbstherrscher an, sich den Besitz von Russisch-Amerika durch neue Anstrengungen dauernd zu sichern, und bei allen solchen Gelegenheiten mußten unabänderlich bewährte deutsche Kräfte herhalten.

Die Kaiserin Katharine II., eine geborene Prinzessin von Anhalt-Zerbst, entsandte gegen Ende ihrer Regierungszeit eine „geheime astronomische und geographische Expedition zur Erforschung des Nordmeeres zwischen Asien und Amerika sowie zur Beschreibung der festländischen Küste und auch der Inseln“. Martin Sauer war Dolmetscher, Sekretär und Geschichtsschreiber dieser trotz ihres anspruchsvollen Namens ziemlich ergebnislosen Entdeckungsfahrt.

Von ungleich größerer Wichtigkeit sind die ersten beiden großen russischen Weltumsegelungen aus der Regierungszeit Alexanders I., deren Oberleitung sich ganz ausschließlich in verlässlichen deutschen Händen befand. Die erste derselben bestand aus den beiden Schiffen „Nadeschda“ und „Neva“ unter dem Oberkommando des Admirals Adam Johann von Krusenstern. Unter seinen Begleitern befanden sich der junge Marineleutnant Otto von Rozebue, der Diplomat Georg Heinrich von Langsdorff und der Arzt Dr. Karl



Knochengeriüst von Stellers Seefuh im Vereinigten Staaten Nationalmuseum zu Washington.

der Küsten von Russisch-Amerika bei. Meistens nahmen alle diese Seefahrer auch irgend welches neuentdeckte Gebiet für ihre Herrscher in Besitz. Aber nördlich von 54—40 behaupteten die Russen ihre anfänglichen Ansprüche auf unser heutiges Territorium Alaska schließlich doch ungeschmälert. Die beiden auch in England hochgefeierten deutschen Gelehrten aber, Johann Reinhold Forster und Johann Georg Adam Forster — Vater und Sohn — begleiteten Cook (ebenso wie der junge Vancouver) auf seiner zweiten, großen Weltreise und trugen durch ihre unermüdete Leistungsfähigkeit nicht am wenigsten zu den wissenschaftlichen Erfolgen bei.

Alexander von Humboldt studierte später in Göttingen Naturwissenschaften unter dem jüngeren Forster. Die Freundschaft dieses berühmten Naturhistorikers hat zweifellos die Vorliebe des jungen preußischen Edelmannes für Forschungsreisen und wissenschaftliche Entdeckungen genährt und bestärkt. Im 2. Bande seines „Kosmos“ legt Alexander von Humboldt selbst für den wohltätigen Einfluß der Forsters auf seinen eigenen, wissenschaftlichen Werdegang rühmlichst Zeugnis ab. Nach Alaska ist Humboldt persönlich allerdings nie gekommen, aber wenigstens hat er eine frohe Botschaft für Alaska hinterlassen. Denn sein scharfsinniger Geist, geschult durch eingehende geologische Beobachtungen und Entdeckungen in Sibirien und Südamerika, hat mit unfehlbarer Sicherheit die späteren

Espenberg. In Alaska verdanken wir dieser Expedition hauptsächlich wertvolle Vermessungen im Alexander-Archipel und in der Nachbarschaft der Insel Kodiak. Krusenstern und Langsdorff gaben nach ihrer Heimkehr ausführliche deutsche Beschreibungen ihrer Reisen heraus.

Die zweite und wohl auch die wichtigste frühzeitige russische Weltumsegelung wurde von dem Sohne des fruchtbaren deutschen Bühnenschriftstellers August von Rozebue, Otto von Rozebue, selbständig als Kommandeur der Brigg „Rurik“ von 1816—1818 ausgeführt, feiert also um diese Zeit gerade ihr hundertjähriges Gedächtnis. Zu Rozebues Stabe gehörten der Schiffsarzt Dr. Friedrich Eschscholtz von Dorpat, der jugendliche deutsch-russische Maler Louis Choris und — als Naturforscher — der allbekannte gemütvollste deutsche Dichter Adalbert von Chamisso. Auf ihrer Fahrt umsegelten diese Entdecker auch die Stätte unseres heutigen Goldkamps Nome, dann das Kap Prinz von Wales, und durchforschten den großen Sund des Eismeres nördlich von der Halbinsel Seward, der seitdem Rozebues Namen trägt. Von Chamisso-Insel aus kann man Rozebue-Sund, Eschscholtz Bay, Choris Peninsula, Kap Krusenstern und Kap Espenberg übersehen. Auch Rozebue, Chamisso und Eschscholtz veröffentlichten die wissenschaftliche Ausbeute ihrer Weltumsegelung zunächst in deutscher Sprache. Erst später wurden diese wichtigen Reiserwerke ins

Englische, Französische und Russische übertragen. Otto von Kozebue ist einer der ersten Reisenden, welcher die heute übliche Schreibweise „Alaska“ — statt der früher üblichen Formen Alaksa, Alaya und Alascha — in Anwendung bringt. Viele damals entdeckte oder wenigstens zuerst genau beschriebene Pflanzenarten tragen noch heute Eschscholzs und Chamisso's Namen. So ist z. B. die schöne, goldige Mohnblüte, die heutzutage als Californias Staatsblume zu hohen Ehren gelangt ist, wissenschaftlich als Eschscholzia bekannt. Chamisso's treffliche Darstellung seiner „Reise um die Erde“ gehört noch heute zur klassischen deutschen Reiseliteratur.

Unter den zahlreichen schönen Dichtungen Chamisso's, die wir der Anregung dieser eindrucksvollen Entdeckungsfahrt verdanken, befindet sich auch eine mit der Ueberschrift: „Aus der Bering-Straße im Sommer 1816.“ Das Gedicht nimmt in vielen Ausgaben Chamisso'scher Werke die einleitende Stelle ein. Der Poet, dessen sonniges Gemüt sich in dem vielfach ungasflich-rauhen Norden wohl oftmals niedergebrückt fühlen mochte, sagt darin:

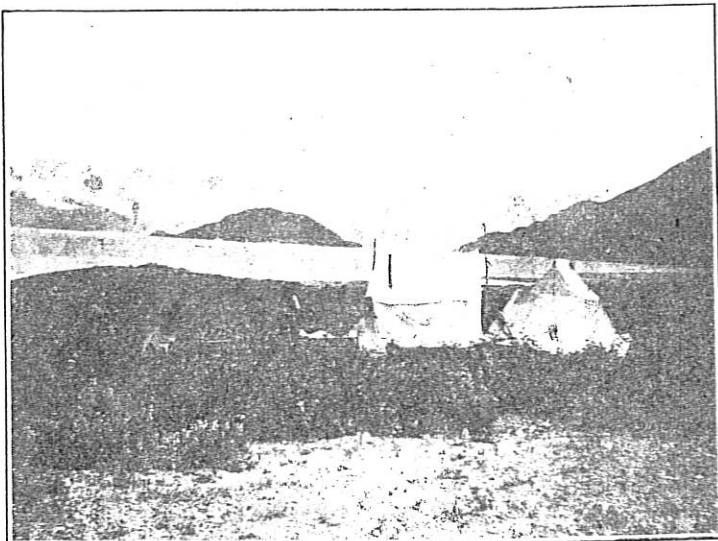
„Düstre Nebel ruh'n auf trübem Meer;
Beeiste Felsen ruh' ich liebend an,
Die kalten Massen widerhallen leer!“

Infolge der hochinteressanten, auch heute noch wissenschaftlich wertvollen Studien Chamisso's über die Philippinen hat sich neuerlich in den Vereinigten Staaten ein besonders reges Interesse an der Beschreibung seiner Erbumseglung bemerkbar gemacht.

Kozebue's Reise beschließt so ziemlich die lange Reihe der großen Entdeckungsfahrten im nordpazifischen Ozean, obwohl noch mancherlei Einzelheiten auszufüllen und allerhand Grenzstreitigkeiten zu schlichten verblieben.

In diesem Wettstreite der Seefahrer des Nordwestens hatte noch spät (1792) der amerikanische Kapitän Robert Gray das Glück gehabt, den mächtigen Columbia-Strom zu entdecken, den er nach seinem Schiffe benannte. Die Gründung von Astoria (1811) nahe der Columbia-Mündung aber durch Johann Jakob Astor, den deutschen Stammvater der bekannten amerikanischen Millionärsfamilie, war hauptsächlich erfolgt, um einen wichtigen Stützpunkt für den an diesen entlegenen Küsten so machtvoll aufblühenden Pelzhandel zu gewinnen. Der scharfblickende alte Herr Astor ließ sich auch ohne Zeitverlust mit dem ersten russischen Generalgouverneur in Amerika, dem allbekannten Alexander Baranoff, in erfolgreiche Verhandlungen ein, um dessen Rauchwerk auf eigenen Schiffen nach China auszuführen und die russisch-amerikanischen Kolonien mit allen möglichen, nur irgendwie benötigten Vorräten zu versorgen. Astors Vertreter in Neu-Archangel hat uns die beste Charakterschilderung des trinkfesten Russengouverneurs hinterlassen. Danach vertilgte Baranoff wahre Unmengen kochend heißen Rums und schwefeligen Punsch, ohne daß dadurch seine geschäftliche Gerissenheit irgend welche bemerkbare Einbuße erlitten hätte — ganz im Gegenteil!

Schon Baranoffs unmittelbarer Nachfolger, Gouverneur Hagemeister, war ein Deutscher. Ebenso der hochberühmte Admiral Baron Ferdinand von Wrangel, in den dreißiger Jahren Statthalter des Zaren Nikolaus I. in Alaska. Eine ganze Reihe von Namen erinnern im hohen Norden an die Herrschaft und Wirksamkeit dieses gefeierten Polarforschers. Auch um Alaskas Erforschung sowie durch sein schneidiges



Die Hänke-Insel, Alaska.

Vorgehen gegen die Anmaßungen der Hudson Bay Company hat sich Admiral von Wrangel in ganz besonderem Maße verdient gemacht.

Auf der Forschungsreise, die Kapitän Fedor Lütke im Auftrage des Zaren Nikolaus I. 1827—28 nach Russisch-Amerika unternahm, befanden sich unter der Schiffsbefahrung Dr. Karl Isenbeck und die beiden Seekadetten Gottlieb und Wladimir von Glasenapp, zwei Brüder aus bekannter deutscher Adelsfamilie. Alle ihre Namen leben oben im Norden fort.

Dr. Konstantin Grewingk veröffentlichte in den „Verhandlungen der kaiserlich russischen mineralogischen Gesellschaft zu St. Petersburg“, Jahrgang 1848—49, eine wahrhaft mustergültige Abhandlung über das damalige festländische und insulare Russisch-Amerika. Sie gehört selbst heute noch zu den Hauptquellen unserer Kenntnis von Alaska.

Anfangs der achtziger Jahre machten die beiden reichsdeutschen Gelehrten, Gebrüder Dr. Arthur Krause und Dr. Aurel Krause, im Auftrage der geographischen Gesellschaft von Bremen ausgedehnte ethnographische und geographische Studien am Lynn-Kanal — wo später Skagway über Nacht emporblühte —, am Chilkat-Strom, sowie endlich zwischen dem asiatischen Ostkap und Alaska. Ihre Karten und Entdeckungen waren von solcher Wichtigkeit, daß dieselben in den Verhandlungen der Londoner kanadisch-amerikanischen Grenzkommission (1903) als maßgebend zu Rate gezogen wurden.

Uebrigens haben, soweit deutsche Ortsnamen in Frage kommen, in Alaska auch spanische, englische und amerikanische



Im Norden der St. Elias-Alpen.

Forscher die Verdienste von Deutschen gelegentlich anerkannt. Alessandro Malaspina benannte — wie bereits erwähnt — Hänke-Insel nach seinem Begleiter Thaddäus Hänke. Vancouver ehrte mit dem Namen Behm-Kanal die Tätigkeit des deutschen derzeitigen Gouverneurs von Kamtschatka, des Majors Magnus Karl von Behm. Der allen Klondike-Pilgern wohl-erinnerliche Lindemann-See im Quellengebiet des Yukon wurde zum Andenken an den verdienten Vizepräsidenten der bremser geographischen Gesellschaft, Dr. Moritz Lindemann, von dem bekannten amerikanischen Forschungsreisenden Lieutenant Frederik Schwatka so benannt. Nach einem anderen Bremen-er, zugleich einem alteingesessenen alaskatischen Pionier, Herrn Bernhard Bendel, hat Dr. William Dall von der

amerikanischen Küstenvermessungsbehörde Kap Bendel und Bendel-Insel benannt.

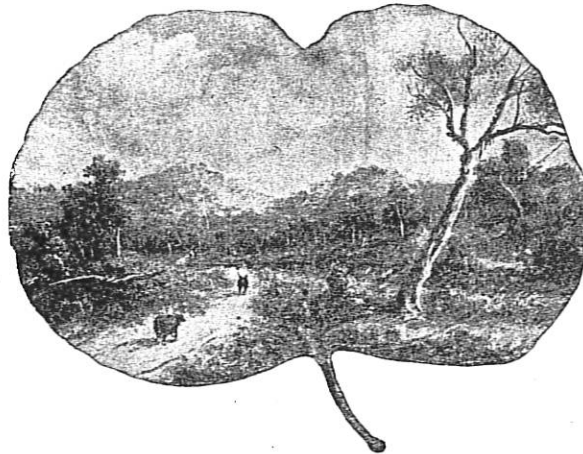
Wenn man allen deutschen Spuren in Alaska genau nachfolgen wollte, dann müßte man dicke Bände schreiben. Denn die offiziell anerkannten deutschen Ortsnamen in Alaska erstrecken sich sogar auf die große Anzahl der Möller, Neumann, Piper, Mayer, Schulze, Richter und Schütz. Es wäre an dieser Stelle ganz unmöglich, auf alle solche Einzelheiten einzugehen. Das ist aber auch durchaus nicht notwendig. Die obigen Ausführungen genügen vollkommen, um zu beweisen, daß unser deutsches Element ein vollbürtiges Recht hat, auf seinen Anteil an Alaskas Entdeckung und Entwicklung stolz zu sein.

Im Herbst.

Reich beladen steht der Garten,
Freundlich lächeln aus dem Grün
Goldne Früchte aller Arten,
Rosigrot die Heiden blüh'n.

Leitende Menschen singen Lieder,
Zwischen Nebenhängen geh'n
Alle freudig auf und nieder,
Traubenpflückend auf den Gäh'n.

Auch die Stoppelacker schmettert
Hoch im Blau ihr Lied ins Feld;

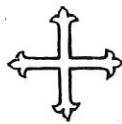


Für die „Abendschule“ von
Zimmer von Ullersdorf.

Ehe noch der Herbststurm wehtert,
Jauchzt dem Herrn die ganze Welt.

Und ich wandre meine Straße,
Schaue, wie der Sonne Licht
Sich dort, an der Felsengasse,
In dem wilden Gießbach bricht.

Und dann sing' ich frohe Lieder,
Singe heiter, singe gern,
Mit den andern sing' ich wieder
Jubelnd, jauchzend meinem Herrn.



Das goldene Kreuz.

Erzählung aus dem New Yorker Stadtleben.
Für die „Abendschule“ von G. F. Kressmar.

Schluss.

Der Pastor sagte ihm, daß auch ein Polizist in einem wohlgefalligen Berufe stehe, obwohl derselbe sowohl für den äußerlichen als auch für den innerlichen Menschen manche Gefahren mit sich bringe. Wenn er aber Freudigkeit für diesen Beruf habe, dann solle er in Gottes Namen getrost vorangehen. Nur solle er nie das Wort vom Kreuze aus seinem Herzen und Wandel verlieren.

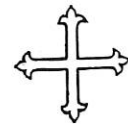
Hans Schmidt entsprach nach jeder Seite hin den Anforderungen, welche an die Polizeiaspiranten gestellt werden. Er war groß und stark gebaut. Sein Gewicht entsprach vollkommen seiner Körperlänge. Die Brust war gewölbt, der Rücken gerade, die Beine stramm, die Augen und Ohren scharf, die Zähne gesund, die Nerven ruhig und das Temperament bedächtig, aber doch entschlossen. Zur Feststellung des moralischen Charakters genügte das Zeugnis seines Pastors und seines bisherigen Brotherrn. Nachdem er noch in die militärische Taktik des Polizeiwesens eingeweiht worden war, bekam er seine blaue Uniform mit den goldenen Knöpfen und dem silbernen Schilde, und bald finden wir ihn, den Knüttel in der Hand, auf den New Yorker Straßen einherwandeln und seines Dienstes warten. War es seine Treue im Dienste, war es, daß er seine Augen nur dorthin schweifen ließ, wo sie sein sollten, war es das eigenartige Geschick, mit dem er besonders die jugendlichen Ausbunde zu behandeln wußte, oder waren es außergewöhnliche Beweise von Mut und Entschlossenheit — genug, er wurde bald befördert, einmal, dann noch einmal, endlich wurde er Sergeant mit einem goldenen Schilde auf der Brust. Seine Aufgabe war jetzt, darauf zu sehen, daß der gewöhnliche Polizist

seine Pflicht nicht vernachlässige. Zwei Dinge aber vergaß unser Sergeant dabei nicht: erstlich hielt er sich nach wie vor treulich zu Wort und Sakrament, zweitens suchte er immer noch nach der Eigentümerin des Kreuzes, deren Bild ihm immer lebendiger vor die Seele trat. Sollte er sie je wiederfinden?

Kein Wunder, daß er Anna Rückert nicht in dem Stadtteile fand, wo er sie suchte! Sie wohnte gar nicht dort; und wenn sie das Grab ihrer Mutter auf dem Kirchhof besuchte, nahm sie seither einen ganz anderen Weg.

Kurz nach jenem für Anna so verhängnisvollen Sonntag verkaufte Meister Rückert sein Geschäft in der unteren Stadt. Wohl fiel es ihm schwer, sich von der Nachbarschaft, obwohl sie nicht mehr schön war, zu trennen, hatte er doch viele Jahre lang Freude und Leid dort erfahren! Wollte er aber seine Kunden nicht verlieren, dann mußte er diesen in die obere Stadt nachfolgen. Seine Kirche in der unteren Stadt aber verließ er nicht. Jeden Sonntag fuhr er mit seiner Anna den weiten Weg hinunter zum Gottesdienste. Hier saß er stets auf seinem gewohnten Platze nicht weit von dem Altar. Wenn seine Kinder ihm zuredeten, sich doch der Gemeinde anzuschließen, welche sich in der Nähe seines jetzigen Wohnorts befand und die ja zur selben Synode gehöre, pflegte er zu antworten: „Liebe Kinder, ich für meinen Teil kann meine Kirche nicht so leicht wechseln, wie man dies etwa mit einem Rocke tut.“

Ein paar Jahre rollten so dahin. Jeden Tag saß der alte Meister auf seinem Tische, seines Handwerks wartend. Anna führte sein kleines Hauswesen und erheiterte dem alten Vater durch ihre Fröhlichkeit das Dasein. Wie eine Frühlings-



blume wuchs sie heran. Sie war ein hübsches Mädchen geworden. Wenn aber die Leute durch unbedachte Bemerkungen ihr gerne schmeichelten, so sorgte der alte Rüdert dafür, in dem er ihr fleißig Gottes Wort vorhielt, daß sie fein demütig blieb. Anna hielt sich in ihrem Verkehr mit den Leuten sehr abgeschlossen, nur mit einigen Freundinnen aus ihrer Kirche pflegte sie Umgang.

Doch das Leben in dieser Welt ist nur ein Wandern, der Ewigkeit entgegen, wir haben hier keine bleibende Statt. Eines Morgens konnte Herr Rüdert sein Lager nicht verlassen. Er fühlte sich schwach und müde und merkte bald, daß sein letztes Stündlein herannahe. Sein Seelsorger war sogleich herbeigeeilt, und mit diesem zusammen brachte der alte Vater zunächst seine himmlischen Angelegenheiten in Ordnung. Dann rief er seine sechs Kinder an sein Bett und ermahnte sie, sich treu zu Wort und Sakrament zu halten und auch in ihrem äußeren Lebenswandel das Wort vom Kreuze ihren Leitstern sein zu lassen.

„Und Du, meine liebe Anna, mein Nesthäkchen,“ wandte er sich an seine jüngste Tochter, „Du bist mir in den letzten Jahren eine getreue Stütze gewesen. Wenn ich nun von Dir genommen werde, dann wirst Du heimatlos sein. Es liegt Dir dann nichts mehr im Wege, Deinem schon lange gehegten Herzenswunsche Folge zu leisten und den köstlichen Beruf einer Krankenpflegerin zu ergreifen. Gott segne Dich in diesem Unternehmen. Doch eins noch bitte ich von Dir. Du wirst lange studieren und tüchtig lernen müssen. Versprich mir, zu diesem Zwecke nicht in ein gottentfremdetes Hospital zu gehen, sondern laß Dich von unserm Pastor führen. Die christlichen Hospitäler sind ebenso gut, und Du bleibst dort unter Glaubensgenossen und in rechter geistlicher Pflege.“

Anna gab gern ihrem lieben Vater dies Versprechen. Kurze Zeit hiernach ging der alte Rüdert heim wie ein Christ, und wir können zuversichtlich hoffen, daß die lieben Engel seine Seele in Abrahams Schoß getragen haben. Sein müder Leib wurde neben dem seiner Gattin auf dem Friedhofe sanft in die Erde gebettet.

Anna zog nun zunächst zu der einen ihrer verheirateten Schwestern. Doch bald finden wir sie in einem lutherischen Hospital, wo sie ihre Dienste den Kranken und Elenden widmet.

Der Beruf einer Krankenpflegerin ist nicht leicht. Man muß da viel lernen, tüchtig arbeiten, hat wenig freie Zeit und erntet oft wenig Dank. Wäre es bei Anna nicht Herzenssache gewesen, sie wäre wohl oft in Versuchung geraten, wieder davonzulaufen. Doch sie hielt tapfer stand, und bald war das Schlimmste überstanden. Sie gewöhnte sich an die strenge Zucht und harte Arbeit, und auch die Jahre der Lernzeit gingen vorüber. Sie bekam ihr Diplom als ausgebildete Krankenpflegerin, verließ nun das Hospital und widmete sich der Privatkrankenpflege. Da sie ihr Werk gründlich verstand und ein recht heiteres, fröhliches Gemüt besaß, hatte sie stets reichlich Arbeit und guten Verdienst. O, wie oft kamen ihr jetzt, wenn sie an Kranken- und Sterbebetten stand, die Bibelsprüche und Viederberse zu statten, die sie in ihrer Jugend in Schule und Haus gelernt hatte! Oft war es ihr vergönnt, wenn alle irdischen Mittel versagten, schnell noch eine himmlische Arznei zu verabreichen.

Ihre Erholungszeit verbrachte Anna gewöhnlich bei ihren Geschwistern. Eines Tages, als sie auch einmal wieder dort weilte, erhielt sie einen Brief von einer Freundin, in welchem sie eingeladen wurde, an einer Wasserfahrt nebst Schulfest teil-

zunehmen. Es war ein herrlicher Sommertag, als sie sich aufmachte, dieser Einladung Folge zu leisten. Sie hatte ein einfaches weißes Kleid angelegt; sonstigen Schmuck oder Zierat trug sie nicht, nur ein kleines Ordensschild hatte sie sich angesteckt. Aber gerade in ihrer Einfachheit war Anna eine hübsche Erscheinung, frisch und hold wie ein Frühlingsmorgen, mit einer Fülle reizender Anmut und kindlicher Fröhlichkeit.

Die Abfahrt des Bootes war auf 9 Uhr morgens festgesetzt. Als Anna um diese Zeit an Ort und Stelle sich einfand, waren außer ihrer Freundin erst wenig Leute eingetroffen, aber sie kamen nun bald von allen Seiten, eine fröhliche Schar Großstädter. Was galten da Mühe und Anstrengungen? Ging man doch auf das jährliche Schulfest! Dort kam eine Frau herangekauert, zwei Kinder trug sie, auf jedem Arme eins, dazu hielt sie noch in den Händen eine leberne Tasche, eine große Schachtel voll Essen und einen Regenschirm. Und doch leuchtete ihr durch Anstrengung gerötetes Gesicht von lauter Lust und Fröhlichkeit. Der geduldige Eheherr, der langsam hinterher kam, hatte auch seine Last zu schleppen: in der linken Hand hielt er eine dicke, schwarze, rauchende Zigarre, die er jeden Augenblick zum Munde führte, in der rechten trug er einen zusammengeklappten Kinderwagen.

„Sieh,“ rief Anna ihrer Freundin zu, „dort kommen sie!“ Eine lange Prozession kam heranmarschierend. Voran schritten zwei Polizisten, rechts und links mit ihren Knütteln die Bahn frei machend. Dann kam der Pastor mit den Schulvorstehern. Neben diesen ging ein Mann in stramm militärischer Haltung. Dann folgte eine große Musikkapelle und hinter dieser eine lange Reihe von Kindern, von ihren Lehrern und Lehrerinnen begleitet. Eine Menge Fahnen und Banner flatterte lustig in der Luft. Alle, ausgenommen der stramme Herr im Vordergrund, trugen große bunte Abzeichen auf der Brust.

„Ist das nicht ein herrlicher Anblick?“ rief Anna begeistert ihrer Freundin zu. „Sieh nur, wie fröhlich alle die Kinder in den Sonnenschein hineinlachen! Da muß man unwillkürlich mitlachen und fröhlich sein.“

„Siehst Du den stattlichen Herrn dort neben unserem Pastor?“ fragte die Freundin. „Das ist Polizeiergeant Hans Schmidt. Er begleitet uns jedes Jahr auf unserer Wasserfahrt. Wir freuen uns auch immer, wenn wir ihn kommen sehen. Er hat kein Schild und keine Uniform an, und doch, schau nur, wie die ‚Rowdies‘ davonlaufen, sobald sie ihn sehen! Sie kennen ihn alle und haben einen gewaltigen Respekt vor ihm. Der Ergaent ist auch ein gutes Gemeindeglied. Jeden Sonntag sitzt er auf seinem Plage in der Kirche. Nur ist er immer allein. Auch sieht er stets so ernst und in sich gekehrt aus. Ob er vielleicht unglücklich ist?“ Und dann fügte sie in scherzendem Uebermute hinzu: „Wenn er mich fragen würde, ich würde nicht ‚nein‘ sagen, um ihn glücklich zu machen.“

„Hello, Berta!“ rief da plötzlich eine Männerstimme hinter den beiden Mädchen. „Finde ich Dich endlich?“

„Well, Fred, it's about time you are looking for me,“ antwortete lachend Berta.

„Ach, entschuldigen Sie, Fräulein Rüdert, guten Morgen, es freut mich, Sie hier zu sehen!“

„Schon gut, Herr Winter,“ erwiderte Anna lachend. „Ein Glück, daß Sie nicht gehört haben, was Berta soeben gesagt hat.“

Fred wollte etwas erwidern, doch die Musik setzte in diesem Augenblick ein, und da war es mit der Unterhaltung vorbei. Wer konnte es den braven Männern mit den blühblank gepulsten Blasinstrumenten verargen, daß sie vor Anstrengung rot im Gesicht wurden und mehr auf die Quantität als auf die Quali-

tät des Tones achteten? War nicht das Boot groß, und wollte nicht jeder auf demselben etwas von der Musik hören?

Es war mittlerweile halb 11 geworden, aber immer noch kamen Leute herangeeilt, die auch noch mitwollten. Endlich wurde die Brücke hereingezogen, die Dampfpfeife ließ einen tiefen Ton erschallen, und bald schwamm man in der Mitte des East River. Gegen zwei- bis dreitausend Menschen waren auf dem Boote. Es galt eine Fahrt den romantischen Hudson hinauf.

Anfangs hatten die Leute wenig Interesse für die Sehenswürdigkeiten. Man grüßte rechts und links und freute sich allseitig über das Wiedersehen. Der uns schon bekannte Missionar hatte sich auch eingestellt. Er freute sich jedesmal herzlich, neben anderen Bekannten auch Hans Schmidt begrüßen zu können. Auch Fräulein Rückert drückte er freundlich die Hand zum Gruße. Die großen Hängebrücken, welche den East River überspannen, hatte man passiert, jetzt wand sich das Boot um die südliche Spitze der Manhattan-Insel. Rechts sah man den historischen Castle Garden, jetzt in ein Aquarium umgewandelt, links lag Ellis Island mit seinen vielen Gebäuden, das jetzige Empfangsquartier der Einwanderer, dicht daneben Bedloe Island mit der riesigen Freiheitsstatue. Jetzt wendet sich unser Dampfer nach Norden. Wir haben den Hudson River erreicht. Wir sehen nichts als gewaltige Bauten rechts und links, und auf dem Strome umgeben uns große und kleine Fahrzeuge ohne Zahl. Dort in Hoboken liegen die Riesen dampfer der deutschen Schiffslinien, hier in Manhattan die der englischen.

Bald aber verändert sich das Bild. Die Häuserreihen werden dünner, und an der westlichen Seite kommen die wunderbaren Palisaden in Sicht, 400—500 Fuß hohe, senkrecht abfallende Mauern von solidem Felsgestein. Wie romantisch wird jetzt die Fahrt! Wir haben die „Highlands“ erreicht und sind von riesigen Bergen umgeben. Bald ist die Spitze unseres Schiffes nach Osten gerichtet, bald nach Westen. Hoch auf den Spitzen der Berge sieht man kleine Hütten, wahrscheinlich von Sommerfrischlern errichtet. Auf dem Boote schmettert die Musik, die Kinder jubeln, die Erwachsenen richten staunend ihre Blicke in die Höhe. Auf einmal ertönt ein Hurrageschrei. Das Schiff legt an. Alt und jung strömt ins Freie. Was man schon den ganzen Morgen auf dem Boote getan hat, wird hier fortgesetzt. Unter schattigen Bäumen wird gespeist. Dann geht es ans Spielen, dort die Mädchen, hier die Knaben. Diese sind bald mitten im Ballspiel, und wer anders als Hans Schmidt muß sich hergeben, um als „Umpire“ zu fungieren? Was für einen Respekt die New Yorker Jüngens doch vor einem solchen Polizeisergeanten haben! Da treten selbst Pastor und Lehrer zeitweilig in den Hintergrund. Doch horch! Schon wieder ertönt das Signal zur Abfahrt. Alles strömt wieder aufs Boot. Noch einmal ruft die Dampfpfeife: niemand soll zurückgelassen werden. Unter Trommelschlag und Trompetenklang wendet sich das Boot langsam nach Süden.

Die Kinder jubeln vor Lust und Fröhlichkeit. Ihre Gesichter sind gerötet von dem Sonnenschein und der Bergluft. Die Erwachsenen sitzen in Gruppen zusammen. Jetzt auf dem Heimwege ist die Zeit zum Plaudern gekommen.

Schon hat man ein gutes Stück der Heimfahrt zurückgelegt, da entsteht plötzlich eine Aufregung, Männer rufen, Kinder kreischen, alles läuft erregt durcheinander.

„Dort!“ „dort!“ schreit eine Anzahl Leute.

Ja, dort sah man ein kleines Kind im Wasser. Der Junge hatte geklettert und war über Bord gefallen! Der Steuermann brachte schnell, die Aufregung wahrnehmend, den Dampf

zum Stillstand. Aber schon bahnt sich ein starker Mann seinen Weg kühn durch die Wellen hin zu dem ertrinkenden Kinde. Schon hat er es beinahe erreicht, da verschwindet das kleine Lodenköpfchen. Auch der kühne Schwimmer verschwindet. Jetzt kommt er wieder an die Oberfläche, das anscheinend leblose Kind in einem Arme haltend. Rasch eilt ein Kahn zur Hilfe herbei, und bald wird Hans Schmidt, das Kind immer noch im Arme haltend, an Bord gezogen.

„Hier, schnell in warme Decken mit dem Kinde!“ ruft eine Anzahl Frauen. „Rein,“ rufen andere, „rollt es auf dem Boden.“

Jemand gab den Rat, es auf den Kopf zu stellen, ein anderer meinte, man solle es ruhig in ein Bett legen. Nur die arme Mutter sagte gar nichts; sie lag, vor Schrecken erstarrt, in den Armen ihres Gatten.

Hans Schmidt, der gewöhnt war, Leuten zu befehlen, hob den linken Arm in die Höhe, und alsbald teilte sich die Menge. Schnell eilte er mit seiner Last nach einer nahen Kajüte. Doch ehe er die Tür schließen konnte, war eine weißgekleidete Gestalt hineingeschlüpft. Nicht Neugierde hatte diese herangezogen, nein, hier rief sie ihr Beruf. Es war Anna Rückert.

Schmidt hatte das bewußtlose Kind auf den Boden gelegt. Er wußte, was in diesem Falle zu tun war. Doch bald folgte er willig den Anweisungen seiner Gehilfin.

„Zuerst die Zunge aus dem Munde,“ sagte diese. „So, nun heben Sie, die Hände hier unter den Rücken legend, den kleinen Körper in die Höhe. Sehen Sie, wie das geschluckte Wasser herausläuft? Nun beginnen Sie die künstliche Atmung, währenddessen will ich dem Kinde die nassen Kleider abnehmen und es in trockene Decken einwickeln.“

Auf diese Weise arbeiteten die beiden eine Weile an dem Kinde. Von draußen her hörte man das Gemurmel der Leute und das Getriebe der großen Schaufelräder, die tattmäßig im Wasser arbeiteten. Hans Schmidt sagte kein Wort, Fräulein Rückert dagegen redete fast in einemfort. Auf einmal rief sie: „Gott sei Dank, das Kind atmet, aber immer weiter arbeiten, Herr Schmidt, nur etwas langsamer!“

Bald konnte der kleine Junge sich aufsetzen. Der Sergeant triefte von Nässe und Schweiß. Er hatte bis jetzt noch nicht Zeit gehabt, seine Gehilfin anzusehen. Nun aber richtete er sich auf, und ihr die Hand entgegenhaltend, wollte er sagen: „Ich danke Ihnen!“ Doch er kam nicht so weit. Auf einmal wurde er schneeweiß im Gesichte, taumelte ein paar Schritte zurück, und Anna, deren Antlitz die eben überstandene Anstrengung widerspiegelte, sah des Sergeanten schreck erfüllte Blicke auf sich gerichtet. Ein Gefühl der Furcht und des Entsetzens ergriff sie.

„Was ist Ihnen, Herr Schmidt?“ rief sie, nachdem sie sich gefaßt hatte. „War die Anstrengung zu groß? Sind Sie unwohl?“ Und die Türe öffnend, rief sie: „Schnell, bitte, ein Gläschen Kognak!“

Als sie es erhalten hatte, trat sie sofort zu dem Manne, der sich auf einem Stuhle niedergelassen hatte, und hielt ihm das Glas an den Mund. „Trinken Sie, es wird Ihnen gut tun,“ sagte sie mit besorgter Stimme.

Da traf sie wieder ein Blick, der ihr bis in die tiefste Seele drang und der sie zur Kajüte hinaus, hinauf auf das oberste Verdeck trieb.

„Fräulein, darf ich . . .“ so weit war Hans Schmidt gekommen, dann sah er, daß die Kajüte leer war, nur der kleine, gerettete Junge saß lächelnd auf dem Boden. Schmidt nahm das Kind, trug es hinaus und legte es auf den Schoß der dank-

bären Mutter. Er hörte nicht die Dankesbezeugungen, die ihm von allen Seiten entgegengebracht wurden. Wie ein Träumender wandte er in die Privatkajüte des Kapitäns und ließ sich dort eine Uniform geben, während seine eigenen Kleider getrocknet wurden. Als er endlich, schmutz und sauber wie am Morgen, wieder zum Vorschein kam, war es Abend geworden. Das Schiff näherte sich der Heimat. Gern hätte Hans Schmidt noch einmal seine Gehilfin gesprochen, aber Fräulein Rückert war nirgends zu finden. Er wußte nicht, daß Anna mit klopfendem Herzen bei ihrer Freundin, hoch oben in der äußersten Ecke des Schiffes, saß. Kaum hatte das Boot angelegt, da war sie auch schon auf und davon. Was war nur geschehen, daß ihr Herz so klopfte und daß sie immer an den durchwachten Mann in der Kajüte denken mußte?

Schon am nächsten Tage bekam sie einen Brief folgenden Inhalts:

„Geehrtes Fräulein! Da es mir nicht vergönnt war, Sie gestern nochmals auf dem Boote zu sprechen, so bitte ich Sie, mir Zeit und Ort mitzuteilen, wo ich Sie treffen kann. Ich habe Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen. Achtungsvoll, Hans Schmidt.“

Das Blut flog Anna zu Kopfe, als sie diese Zeilen las. Immer und immer wieder mußte sie an den Blick denken, der an aller ihrer Aufregung schuld war. Was sollte sie nun tun, was sollte sie dem Manne antworten? Ihre Antwort lautete:

„Geehrter Herr! Da Sie mir und ich Ihnen ganz fremd bin, so kann ich mir nicht denken, was Sie mir Wichtiges mitzuteilen hätten. Sollte es etwas sein, das meinen Beruf betrifft, so bitte ich Sie, sich brieflich an die Oberin meines Hospitals zu wenden. Achtungsvoll, Anna Rückert.“

Schnell steckte sie den Brief in den Briefkasten, warf sich dann auf ihr Lager und weinte, als ob ihr das Herz brechen wollte. Die kommende Nacht drückte sie kein Auge zu. Habe ich recht getan? Habe ich den Herrn nicht schwer beleidigt? fragte sie sich immer und immer wieder. „Nein, es war der einzig richtige Weg,“ antwortete dann eine Stimme im tiefsten Herzen.

Schon am nächsten Morgen überreichte ihr der Bote wieder einen Brief. Mit zitternden Händen öffnete sie denselben und las:

„Geehrtes Fräulein! Bitte, verzeihen Sie mir, daß ich mich gestern undeutlich ausgedrückt habe. Ihnen ist vor vielen Jahren an einem Sonntagnachmittag auf einem Brooklyner Fährboote ein goldenes Kreuz nebst Kette abhanden gekommen. In dieser Angelegenheit möchte ich Sie sprechen. Achtungsvoll, Hans Schmidt.“

Anna hielt den Brief verwundert in der Hand. Sollte sie lachen oder weinen? Des kostbaren Schmuckes erinnerte sie sich noch gut. Aber ihre Gedanken verweilten merkwürdigerweise nicht lange dabei. Es stand nur immer der vor Rasse triefende Mann vor ihrem Geiste. Doch eins war ihr jetzt klar: Gehör mußte sie dem Herrn schon erlauben. Und so finden wir sie eines Abends in der Wohnung ihres Bruders mit klopfendem Herzen in der guten Stube sitzen. Pünktlich zur bestimmten Zeit läutete die Glocke, und mit ernster Miene trat der Erwartete herein.

Die jungen Leute waren einander nie besonders vorgestellt worden, aber doch begrüßten sie sich wie alte Bekannte. War nicht durch die gemeinsame Arbeit bei der Rettung des Kindes der gesellschaftlichen Sitte Genüge geleistet? Und hatte nicht Anna mit eigener Hand dem kühnen Schwimmer einen Labetrunk zum Munde geführt? Das Thema der Unterhaltung drehte sich denn auch zuerst um die Ereignisse jenes Tages. Dann wurde Hans Schmidt plötzlich ernst.

„Ich bin gekommen,“ begann er, in seine Tasche greifend, „Ihnen Ihr rechtmäßiges Eigentum wieder zuzustellen und vor allen Dingen Sie herzlich um Verzeihung zu bitten!“

Anna schob errötend die dargebotene Hand, die ihr den Schmuck barreichen wollte, zurück.

„Ja,“ fuhr Hans Schmidt fort, „ich bin es gewesen, der Ihnen das Kreuz freventlich vom Halse gerissen und geraubt hat!“ Und nun begann er in aufrichtiger Weise dem Mädchen seine Erlebnisse zu erzählen, von der damaligen Fahrt auf dem Fährboote an bis zu seiner Entlassung aus dem Hospital.

Gerührt hatte Anna zugehört. Sie merkte aber gleich an dem Benehmen des Erzählenden, daß er noch mehr auf dem Herzen hatte, als er schwieg.

„Bitte, Herr Schmidt, erzählen Sie weiter,“ sagte sie schüchtern.

Da sie es wünschte, ergriff der Erzählende wieder das Wort. Er berichtete nun von seinen fruchtlosen Bemühungen, die Eigentümerin des Kreuzes aufzufinden; von seiner eigenartigen Idee, als Polizist die Suche weiterzuführen. Er verschwieg auch nicht, wie ihr Bild immer lebendiger in seinem Herzen wurde, und wie er sie gleich im ersten Augenblick in der Kajüte wiedererkannt habe.

„Und nun, verehrtes Fräulein,“ schloß er seinen Bericht, „werden Sie mir die aufrichtige Frage nicht verargen: Darf ich Ihr Bild noch weiter im Herzen tragen, oder soll ich versuchen,

Weltgeschichte.

Was sie Weltgeschichte nennen,
Ist ein wüßtwort'ner Anäuel:
List und Lug, Gewalt und Schwäche,
Feigheit, Dummheit, Wahn und Greuel.

Weise Jugend schweigt und trauert:
Will sie reden, will sie klagen,
Wandert sie in Kerkergrüfte
Oder wird ans Kreuz geschlagen.

Starke, die sich Treiber dünken,
Werden doch nur selbst getrieben,
Heergeräte eines Stärkers,
Die gebraucht, verbraucht zerrieben.

Stärke stößt der Fuß des Stärksten,
Und die Stärksten sind Geschirre



Eines, der, ob allen waltend,
Ueberschaute das Weltgewirre;

Eines, der in ehrnen Händen
Hält die Wage, Recht zu wägen,
Der die Zepher knickt wie Ruten,
Und wie Stroh das Schwert, den Degen.

Alle die Riesen sind nur Zwerge,
Alle die Herr'n nur arme Knechte;
Ob sie gleich den Frevel wollen,
Fördern müssen sie das Rechte;

Dienen müssen sie der Ordnung,
Ob sie gleich das Wüste treiben,
Denn unsterblich ist das Gute —
Und der Sieg muß Gottes bleiben!

es mit der Zurückgabe dieses Kreuzes aus meinem Herzen herauszureißen?"

Anna war vor Erregung aufgestanden. „Herr Schmidt," sagte sie, „Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich in diesem Augenblick nicht fähig bin, Ihre Frage zu beantworten. Nehmen Sie das Kreuz vorläufig wieder zu sich und kommen Sie nach acht Tagen wieder. Dann sollen Sie Bescheid haben."

Hans Schmidt war es zufrieden, und mit einem Handschlag verabschiedeten sich die jungen Leute.

Können wir es der Anna verdenken, daß sie sich schmückte, als sie am nächsten Mittwoch den Weg zu ihres Bruders Haus antrat? Und pünktlich wie das erste Mal wurde wieder die Hausglocke gezogen.

„Grüß Gott, lieber Freund!" rief da eine wohlbekannte Stimme dem Eintretenden entgegen. Es war der Missionar. In der einen Hand hielt er die Hand der hold erröteten Jungfrau, mit der anderen erfaßte er die Hand des jungen Mannes,

und mit einem „Gott segne Euch!" legte er beider Hände zusammen. Hans Schmidt aber tat, was sich für einen jungen Mann in solcher Lage geziemt, sanft legte er seinen Arm um den Hals der Verlobten und auf ihre Lippen drückte er den ersten Kuß. In demselben Moment aber hatte er auch in seine Tasche gegriffen und legte nun das goldene Kreuz seiner Braut um den Hals. Und Anna ließ sich alles gar wohl gefallen.

Noch lange saß man traulich zusammen und feierte Verlobung. Endlich wurde die Feier vom Missionar mit einer kleinen, aber herzlichen Ansprache geschlossen, die in den Worten gipfelte: „Der Herr hat alles wohlgemacht."

Schon nach einigen Wochen wurde fröhliche Hochzeit gefeiert. Anna hatte sich nach dem Muster ihres Konfirmationskleides das Brautkleid anfertigen lassen und als einzigen Schmuck trug sie das goldene Kreuz.

Heute wohnt das glückliche Paar in einem schönen Hause der oberen Stadt, und vor demselben, auf einem grünen Rasenplätze, spielt tagsüber eine fröhliche Kinderschar.

Der Abschied der Glocken.

(In Deutschland werden jetzt viele Kirchenglocken vom Staat eingefordert, damit ihr Metall den Zwecken des Krieges diene.)

Nun hat sie geläutet zum letztenmal,
Die alte Glocke, durch Berg und Tal.
Die Leute laufen in stillem Schmerz,
Und leise zittert das stärkste Herz.
Wie hat die Genossin von Jugend auf
Gefegnet jedes Tages Lauf!
Wie rief sie Sonntags ins Gotteshaus!
Mit ihr trug man die Toten hinaus.
Wie hat ihr jubelndes Festgeläut
Die frohen Tage uns stolz geweihert!
Wie stürmte sie im blutigen Krieg,
Wie kündete sie von Ruhm und Sieg!



Das alles ist nun jäh verstummt,
Wie aus der Ferne es singt und summt.
Da spricht ein ernster Mann im Kreis,
Und alle fühlen's und nicken leis:
„Wir hörten nicht immer auf ihren Klang;
Das macht das Scheiden so weh und bang!
Das ist's. Die Glocke verläßt uns nun.
Wir wollen ernster und treuer tun,
Was sie uns gelehrt und vorgelebt,
Auch wenn sie nicht mehr über uns schwebt.
Es klinge unser Leben lang
Der treuen Glocke Abschiedsgefang!"

Nordamerikas verschwundene Bestienwelt.

Wohl sind Bestien, welche früher zu den allergefährlichsten gerechnet wurden, nicht ganz vom nordamerikanischen Festlande verschwunden; aber sie können für den Menschen nur unter sehr ausnahmsweisen Umständen noch bedenklich werden, und man kann im allgemeinen sagen, daß in den bewohnten Teilen dieses Kontinents keine wilden Tiere mehr vorhanden sind, welche ein Kind, das nach Einbruch der Dunkelheit außer Hause ohne Begleitung ist, zu fürchten brauchte.

Zwar sind die großen wilden Tiere, wie Bären und Wölfe, noch nicht gänzlich ausgerottet, aber sie zeigen alle eine ungemein große Furcht vor dem Menschen, der schon so lange sehr verhängnisvolle Schießwaffen und Fallen gegen sie angewendet hat. Sie existieren noch, aber sie halten sich weit aus dem Wege.

Alte Jäger und Waldkennner unseres Landes versichern, es sei heutzutage in der Regel schwieriger, in den Schießbereich eines Bären zu kommen als in den eines Hirsches oder Rehes, und dies wird auch durch die bemerk-

würdige Tatsache bewiesen, daß in manchen Strichen der Bär sich noch behauptet, während Hirsche und Rehe ausgerottet sind, trotzdem mehr Jäger und Hunde hinter Bärenfleisch her sind als hinter Rotwild! So ziemlich die einzige gefährliche Bestie dieser Gattung ist eine alte Bärin mit Jungen.

Wölfe und alle Bestien der Raufenfamilie, welche in Nordamerika zu Hause sind, darunter auch der sogenannte Berglöwe, kommen so gut wie gar nicht mehr als Gefahrbringer für den Menschen in Betracht.



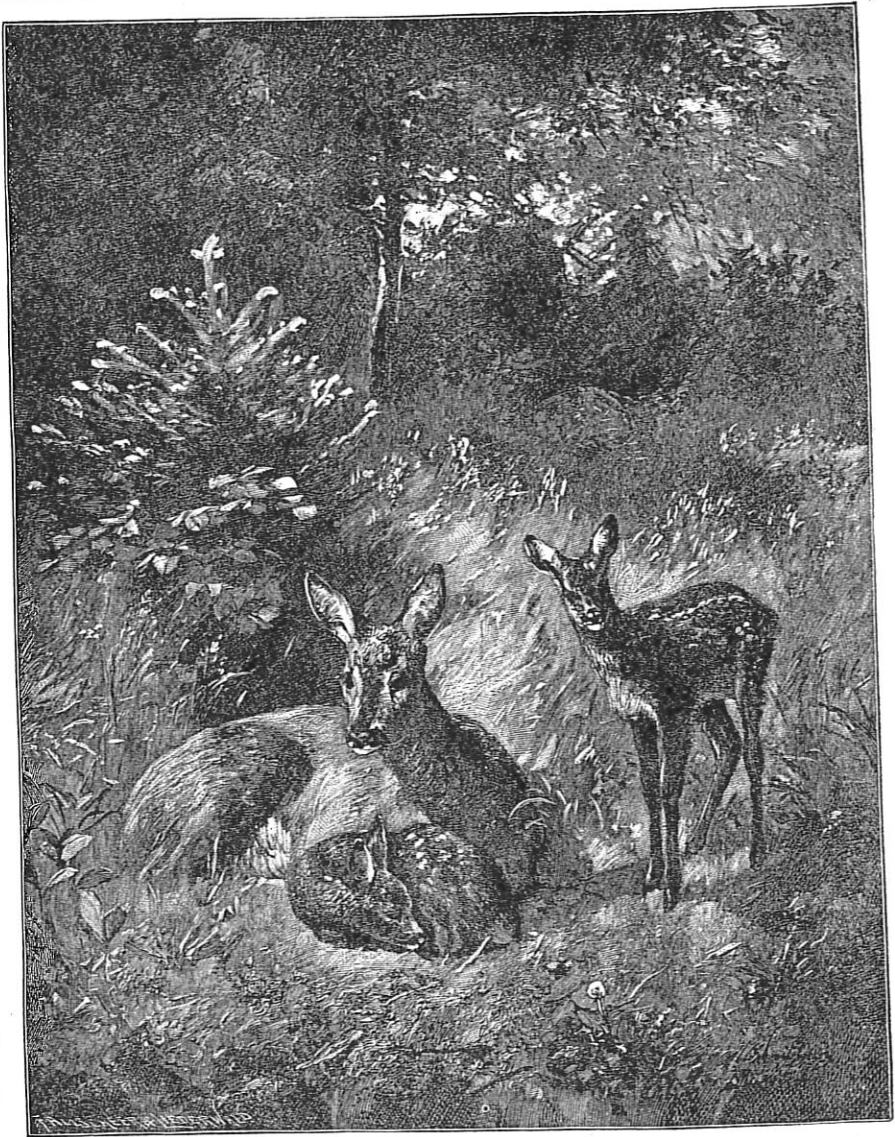
Der amerikanische Prairiewolf.

Schon der Geruch irgendeines Gegenstandes, welchen ein Menschenwesen hantiert hat, ist meistens für diese Geschöpfe genug, um sie zu beunruhigen und in die Flucht zu jagen. Wer das nicht glaubt, der frage nur berufsmäßige Fallensteller, welche darüber klagen, daß gerade dieser Umstand für sie das größte Hindernis im Erlangen wünschenswerter Felle sei. So schlau und gewitzt sind diese Tiere geworden, daß die äußerste Sorgfalt mit Fallen und Fallgruben angewendet werden muß, um sie zu täuschen, und der Erfolg ist unter allen Umständen sehr

fraglich. Das gilt erst recht von Füchsen, Vielfraßen und kleinerem Wild.

Das könnte bedeutend anders sein, wenn der Mensch in Nordamerika mit weniger wirksamen Waffen, vielleicht nur mit Knütteln oder anderen rohen Verteidigungswerkzeugen ausgerüstet gewesen wäre, wie die Eingeborenen im südlichen Asien und in Mittelasien. Wahrscheinlich würden dann aber die amerikanischen Waldwölfe, welche die größten der Welt sind, ja vielleicht sogar die jetzt so verachteten Rojoten, in so großen Rudeln herumschweifen, daß sie nicht selten Angriffe machen und Menschen töten und verschlingen würden. Jedenfalls würden die Bären wohl häufig Menschen heimsuchen, wie dies die menschenfressenden Tiger und die Löwen östlicher Länder manchmal tun. Bis weit in die Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts haben nicht einmal die Europäer die Wölfe und Bären der wilden Striche erfolgreich bekämpfen können, während der Amerikaner mit verhältnismäßiger Leichtigkeit den schrecklichen Grizzly-Bär, den hungrigen Berglöwen und den heimlichen Waldwolf eingeschüchtert hat. Hätten die Menschenkinder in den Dschungeln und Wüsten der Alten Welt ebenso viel in der Erfindung und Anwendung mörderischer Waffen geleistet, wie die Amerikaner schon vor vielen Jahren geleistet haben, so hätten nach Ansicht eines hervorragenden amerikanischen Naturforschers die Tiger und Löwen sich längst streng aus dem Bereich des Menschen gehalten und hierdurch ihren Balg meistens gerettet.

Grizzly- und Rabiak-Bären wiegen mehr als das doppelte des größten Löwen oder Tigers unserer Zeit und könnten im Kampfe wahrscheinlich leicht mit diesen fertig werden; sie sind die größten heute lebenden Fleischfresser außerhalb der Meeres-



Rehe im Walde.

regionen. Sie und andere Bestien fürchten sich vor nichts weiter als vor den amerikanischen Waffen, aber vor diesen auch gründlich! Sie tun daher dem Menschen nichts mehr zu Leide, wenn nicht angegriffen, werden aber stets seine Feinde bleiben.

Das Vielessen — eine nationale Gefahr.

Nicht sowohl eine Kriegsmaßregel befürwortend als vielmehr im Interesse der Volksgesundheit tritt jetzt der namhafte Arzt Dr. G. Thomason in einem längeren Artikel im „Signs of the Times Magazine“ für Sparsamkeit im Essen ein.

„Zur Zeit“, sagt er, „ist in den Vereinigten Staaten der Durchschnittsmensch weit über die Bedürfnisse seines Körpers hinaus. Man darf mit Sicherheit behaupten, daß die Nahrungsmittel, die im gewöhnlichen Verlauf der Dinge in unserem Lande nutzlos zugrunde gehen, zusammen mit jenen, die durch Ueberessen verschwendet werden, mehr als hinreichend sein würden, eine andere Nation, ebenso groß wie die unsrige, zu ernähren.“ Es ist ein Irrtum, führt er des Weiteren aus, anzunehmen, daß das Maß unseres körperlichen Wohlbefindens der Menge verzehrter Nahrung entspricht. Im Gegenteil, die schlimmen Folgen des Ueberessens sind ebenso wie die wohltätigen Folgen mäßigen Essens nahezu unberechenbar. Eine große Anzahl der Leiden, denen die Menschheit unterworfen ist, läßt sich direkt auf Ueberessen zurückführen. Die Folgen der Unmäßigkeit im Essen, obwohl nicht so offenbar zutage tretend, sind kaum minder gesundheitschädigend als die Unmäßigkeit im Trinken. Ohne die durch Unterernährung hervorgerufenen Schäden zu unter-

schätzen, darf auf die im Kriege befindlichen europäischen Länder hingewiesen werden, wo zahlreiche Erkrankungen selten geworden sind infolge der erzwungenen Beschränkungen im Essen und Trinken.

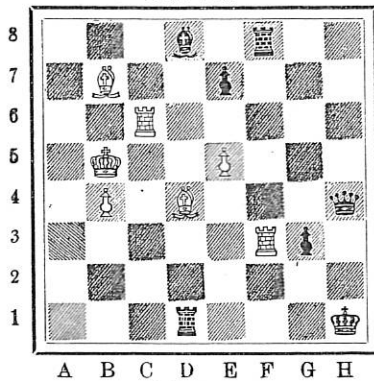
Die Frage, was ein vernunftgemäßes Maß im Essen darstellt, ist freilich schwer zu beantworten; Art der Arbeit, Klima, Temperatur, Größe der Person, Gemütsstimmung und vieles andere fällt dabei ins Gewicht, im allgemeinen aber darf als hinreichend ein Maß bezeichnet werden, das gestattet, die tägliche Arbeit ohne ungebührliche Ermüdung zu verrichten. Der natürliche Appetit ist die Stimme der Natur, die uns sagt, wann zu essen, was zu essen und wann mit dem Essen aufzuhören.

Nach allem kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß fortgesetztes Ueberessen mit schrittweisem Selbstmorde gleichbedeutend ist. Als dessen Folge sterben tausende Männer und Frauen im Alter von 40 bis 50 Jahren, die sonst das biblische Alter erreicht haben würden. Schließlich weist er darauf hin, daß der Weltkrieg sich zu einem Kampfe um das tägliche Brot gestaltet habe, dessen Ausgang nicht vom letzten Dollar, nicht von der letzten Granate, sondern, wie ein deutscher Gelehrter gesagt hat, von der letzten Brotrinde entschieden werden wird.

In unserer Spielerei.

1. Schachaufgabe.

Schwarz.

Weiß.
Matt in drei Zügen.

2. Rätselsprung.

	Von	schwer	eig	se.	
müd'	rer	fül	düß	die	stil
	ten	ge	le	nen	
nöf	fens	ih	glüht	die	wie
	nur	sum	er	als	
fer	se	schaf	durch	se	die
	men	tä	ob	be	

3. Silberrätsel.

Wenn meine Rechten die Erste meiden,
Dann werde ich sie gerne haben,
Doch mögen sie mir vom Halbe bleiben,
Wenn sie sich wie das Ganze betragen.

4. Kreuzrätsel.

1 . . .	2 . .
3 . . .	4 . . .

Wie er langsam ums 1—4 zieht,
1—2 mit 3—2 denkt der Fuchs,
1! — eh' er wußte, wie's geschah,
Saß er drin, der Ränkeschmied.
Ein Vöglein schadenstolz dem 3—4
Zum Besten gab ein lustig Lied.

5. Rätsel.

Ich bin und bin auch nicht,
Täuschung ist meine Pflicht;
Sag' ich die Wahrheit dir,
Bin ich ein Stück Papier.
Ost lieg' ich im Schrank, auch wohl auf der
Bank,
Ich bin dann sehr begehrt und oft viele Dol-
lar's wert.
Ich wecke dich im Traum,
Auch aus dem Weltenraum

Nähe ich freundlich dir, bin aller Heiligen
Zier,
Nicht mag ich Dunkelheit oder die Wirklich-
keit,
Bin ja ein bloßer Dunst,
Doch lebt von mir die Kunst.

6. Buchstabenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7.

23: eine Wiese, auch Schmerzschrei.

123: ist im Winter unsichtbar, außer am
Fenster.

1234: soll die Otter sein!

12345: ein sanftmütiger Vogel von man-
cherlei Farbe, Bild der Unschuld und
Sanftmut.123456: Männchen der 12345, wenn's aber
ein Mensch ist ohne 1, so hat Musik für
ihn keinen Wert.23456: ein sehr berühmter französischer
Komponist, der 90 Jahre alt geworden.42356: ist nicht immer groß, wenn er auch
große Hände und einen solchen Kittel
hat.5234: der der Sabinerinnen ist keine Ka-
belfabel, sondern geschichtlich wahr.462356: dem machen die törichten Prohibi-
tionisten viel Kopfschmerzen.162356: ist nicht überall Symbol des Ver-
lusts.

7. Umstellrätsel.

Mit a sollte kein Jude nach Gottes Gebot
ein Kleidungsstück über Nacht behalten.
Mit u ist's ein Gewicht, das hierzulande
noch überall im Brauch ist und in Eng-
land auch als Geld gebraucht wird.

8. Füllrätsel.

Zwei Buchstaben nur, und die Engel sagten
es denen, welche Jesus im leeren
Grabe suchten.

Ein 3 hinten: davon waren viele Gefäße im
salomonischen Tempel.Mit h vorn soll's jeder Mensch hüten, denn
daraus kommen arge Gedanken.Mit f und c ist's auch dann dem Christen
verboden.Nun ein m in der Mitte, und Jeremias
klagte, niemand habe je einen solchen
erfahren.

9. Gleichklang.

Lut es die Zeit in ihrem Gaste,
In ihrem Laufe durch die Welt,
So denken wir: Des Lebens Lasten
Wohl jeder zu den seinen zählt.
Lut es die Schönheit — sollst nicht trauern,
Nicht quälen dein bedrängtes Herz;
Auf Erden kann nichts ewig dauern,
Und selbst das Glück, es braucht den
Schmerz.

Verstehst du's, so wird entrißen
Dir Ruhm und Ehre, Ruhe, Glück,
Es mahnt dich täglich das Gewissen
Mit seinem ängstlich-scheuen Blick.

10. Rätsel.

Die Erste stellt ein Ziel euch dar,
Geflohn von allen Menschen zwar,
Und doch von jedem noch erreicht,
Sei's, daß er rennet oder schleicht.

Die andre Silbe ist ein Stück,
Bald lang, bald kurz, bald dünn, bald dick,
Am besten, wenn es brennt am Topf,
Am schlimmsten, fliegt es an den Kopf.

Das Ganze kultiviert das Land,
Du leihst ihm dazu Fuß und Hand,
Es wühlt und gräbt viel in der Erde,
Damit der Boden fruchtbar werde.

Lösungen der Rätsel in Nr. 1.

1. Schachaufgabe.

1. Ka5 — b6, Kd6 — e5.
2. Da7 — e7, bel.
3. Dc7 — f7, ±.

2. Worträtsel.

1. Versprechen; 2. Verbrechen.

3. Biblisches Buchstabenrätsel.

1234546 Jthamar; Ja; Jahr; Jttai;
Hiram; Ham; Thamar; Tharah; Arima-
thia; Amram; Maria; Martha; Ramoth.

4. Aufgabe.

Einfaltspinsel.

5. Umstellrätsel.

Börse, Böser.

6. Silberrätsel.

R e g e n w a s s e r
C h i r o m a n t i e
G e r i c h t s r a t
D a c h r i n n e
B u c h b i n d e r
M e d i z i n e r
M i l i t a e r
M r a r a t

Wie du mir — so ich dir.

7. Quadraträtsel.

Minna, Ideal, Nebel, Nähe, Mer.

8. Kreuzrätsel.

1—i; 2—gel; 3—see; 4—stern.
(Auch 1—h; 2—und—Hund, geht an.)

9. Umstellrätsel.

Baden, Trabe, Mosel, Adler, Wiene,
Dante, Arfas, Babel, Erato, Birne, Niesla,
Malka, Laute, Hafer, Aster, Bafel, Lachz,
Bohne, Meise, Hofer, Eifen.

Das lenkbare Luftschiff.

10. Abstrichrätsel.

Pfeifer — Eifer.

11. Buchstabenrätsel.

Ader, Aden, Adel — Leda.

12. Buchstabenrätsel.

Sagen — Wagen.

13. Rätsel.

Bockshorn.

14. Rätsel.

Hode, Gode — Lode.

STATEMENT OF THE OWNERSHIP, MANAGEMENT, CIRCULATION, ETC.

of Die Abendschule, published every second Thursday at St. Louis, Mo., required by the Act of August 24, 1912.

NOTE.—This statement is to be made in duplicate, both copies to be delivered by the publisher to the postmaster, who will send one copy to the Third Assistant Postmaster General (Division of Classification), Washington, D. C., and retain the other in the files of the post office.

Name of Editor, Louis Wagner, 3600 Texas Avenue. Managing Editor, None. Business Manager, Theo. Lange, 3600 Texas Avenue. Publisher, Louis Lange Publishing Company, 3600 Texas Avenue. Owners: (If a corporation, give names and addresses of stockholders holding 1 per cent or more of total amount of stock.) Theo. Lange, 3600 Texas Avenue, Mrs. Theo. Lange, 3600 Texas Avenue. August Lange, 1315 Anthony Boulevard, Ft. Wayne, Ind. Known bondholders, mortgagees, and other security holders, holding 1 per cent or more of total amount of bonds, mortgages, or other securities: None. Theo. Lange, Business Manager. Sworn to and subscribed before me this 1st day of October, 1917. E. Bruenemann, Notary Public. (My commission expires August 29th, 1920.)

Die Rückkehr des Bibervolkes.

Vor etwa zehn oder fünfzehn Jahren hatte man allgemein geglaubt, der Biber, dieses kleine, wertvolle, städtebauende Pelztier, sei in Nordamerika so gut wie ausgerottet, und fast die einzige Ausnahme, wo noch Biberkolonien zu finden waren, abgesehen natürlich von künstlicher Biberzucht, die da und dort

ten, braucht der Reisende jetzt nicht sehr weit von seinem Hotel zu gehen, um eine große Siedelung lebendiger Biber zu finden und ihr Werk bewundern zu können. Ein geübtes Auge kann sogar vom Fenster eines Pullman-Wagens aus derartiges am Rio Grande und anderen westlichen Strömen entlang sehen.

Gerade die Rückkehr der Biber nach den südwestlichen Rocky Mountains ist besonders interessant, da die Tiere in dieser Region ihre letzte wichtige Rolle in der amerikanischen Geschichte spielten. Vor etwa einem Jahrhundert waren New Mexico sowie Colorado nur eine wenig bekannte Wildnis, und ein großer Teil des ersteren Gebietes gehörte zu Mexiko. Vielleicht wäre es noch lange so geblieben, ohne die Jagden auf den Biber, die von der Göttinger Mode für den Weltmarkt diktiert wurden. Der Biber bildete ursprünglich auch im Norden den Hauptanstoß für die Gründung der großen Hudson Bay Co. Und ebenso lockte er einst Kit Carson und seine vielen Nachstreber in den Südwesten und lieferte den ersten Ansporn für Forschungen und Eroberungen auf weiten Gebieten.

Das war die Zeit, als die Biberhülle, die natürlich schon vorher nicht unbekannt waren (und von Onkel Sams Charakterbild unzertrennlich sind), in der Stuhlwelt Londons und anderwärts ungeheuer beliebt wurden und infolgedessen der Preis der Biberpelze hoch schnellte. Gleich einem Prairiefener verbreitete sich die neue Mode, und sie sandte Tausende kühner Jäger und Fallensteller in die westlichen Wildnisse. Kühnheit gehörte schon deswegen dazu, weil wilde Apachen, Comanchen, Ute, Sioux und andere Indianerstämme durch diese Regionen streiften. Meistens von der Ludwigstadt und Independence, Mo., gingen die zahlreichen Partien aus, die in



Eine Biberstadt.

in bescheidenem Umfange und nur der Pelze halber betrieben wurde, bildeten ein paar kanadische Striche mit dünner Besiedelung.

Aber das Blatt hat sich wieder gewendet, und eine neue Biberherrlichkeit scheint in vollem Anbrechen zu sein. Sie mag vielleicht nicht ganz die früherer Zeiten Nordamerikas erreichen; aber bedeutend genug ist sie schon jetzt, um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, und die Aussichten für die Zukunft scheinen sehr gute zu sein.

Als es mit den wilden Bibern in unserem Lande anscheinend zu Ende war, rafften sich die Staatslegislaturen zum Erlaß von Schutzgesetzen auf. Da zeigte der Biber schnell genug, daß alles, was er bedurfte, um wieder ein Stück lebendigen amerikanischen Lebens zu werden, eine gute Gelegenheit sei. An vielen Örtlichkeiten, die zwischen Maine und New Mexico liegen, vermehrt er sich heute wieder in raschem Tempo. Die größte Biberkolonie im Staate New Mexico liegt kaum zwei Meilen von Albuquerque entfernt.

Das ist nur ein Beispiel für viele. In gar manchen Gegenden der südwestlichen Felsengebirge, wo man vor einem Jahrzehnt dem Fremden Spuren von Abholzungen durch Biber zeigte, als Beweise dafür, daß vor langer Zeit solche Tiere in der Gegend gelebt hat-



Eine wohlgebaute Biberburg.

